

Paul in der Heimat.

Paul.

Von

A. v. Sternberg.

Motto:

Laßt uns alle edlen Kräfte unseres Geistes
und Herzens anwenden, um der tyrannischen
Macht des Goldes entgegenzuwirken.

Zeitstimme.

Dritter Band.

Paul in der Heimat.

Leipzig.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.

1845.

Paul in der Heimat.

Von

A. v. Sternberg.

M o t t o:

Laßt uns alle edlen Kräfte unseres Geistes
und Herzens anwenden, um der tyrannischen
Macht des Goldes entgegenzuwirken.

Zeitstimme.

Leipzig.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.

1845.

Vorwort des Autors.

Wenn wir die Thür wieder öffnen, die wir schon hinter uns geschlossen hatten, und von Neuem in das Zimmer treten, das wir schon verlassen, und wo die Zurückgebliebenen uns mit erstaunten und fragenden Blicken bewillkommen, so geschieht dies nicht, um unsre vorgehende Behauptung zu widerrufen. Wir haben nicht mehr zu berichten von unfres Helden Schicksale und seinem herumirrenden Leben in der Welt, in sofern bleibt es bei unserm Worte, daß die fortgesetzte Geschichte des Tages auch die fortgesetzte unfres Romans sein werde; allein im inneren Haushalt unfres jungen Helden bleibt noch Manches zu beobachten und aufzuzeichnen übrig, und wir laden, wie wir es schon am Schluß des zweiten Bandes unsrer Erzählung gethan, den Leser ein, auf Schloß Brunswick sich zu einem längern Besuche niederzulassen. Wir versprechen ihm einen ruhigen Landaufenthalt.

Wenn es wahr ist, was uns die Psychologen der Weltgeschichte versichern, die feinspürenden Kenner und Prüfer des Herzens und der Nieren des Gesichtskörpers, so gehen wir Tagen großer Aufregung und erschütternder Weltereignisse entgegen. Alsdann mag ein solcher zeitweiliger ruhiger Landaufenthalt von Nutzen sein, um sich in Stille den politischen Himmel anzusehen; einestheils um dessen noch friedliche Abendröthe mit der ganzen Inbrunst eines am Herzen der Natur liegenden Wesens bewundernd in sich aufzunehmen, andernteils um die Art und den Zug des Gewölktes, das am Horizont sich zusammenballt und drohende Gestalt anzunehmen sich anschickt, zu untersuchen. In jedem Fall steht das Auge auf dem Lande freier und offener. Die Städte mit ihrem verwirrenden Getöse, mit dem Gedränge ihrer angst erfüllenden Uebervölkerung machen das Herz des Natursohns nicht rascher klopfen und rauben ihm nicht jene köstliche Ruhe, jene Keimstille der Seele, in der Plato's großer philosophischer Geist den Mutterquell jedes großen menschlichen Thuns erkannte, und deren Bild der Dichter so schön in folgenden Versen schildert:

„Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel;
Hörbar waltet am Quell der leise Fittig
Segnender Geister!“ —

Erstes Capitel.

Paul unter den Seinen.

Paul gewann als Resultat aus seinen Lebenswirren und Wanderungen die feste Ueberzeugung, daß nur eine sichere, unerschütterliche Basis jeder Standesstellung wie der Stellung des Individuums Wirkung und Ansehen verschaffe. Mit den erhabensten Gefühlen ausgestattet, mit den achtbarsten Grundsätzen begabt, wird dennoch jede nachhaltige Wirkung aufs Ganze sich verflüchtigen, wenn der politische und sociale Boden, auf dem wir stehen, nicht sicher ist. Paul, mit seinem natürlichen, durch keine theoretische und phantastische Zeitbildung getrübbten Sinn, empfand bald das Schwanken des Bodens unter ihm. Er that darum Alles, um sich sicher zu stellen; aber nachdem er die Plätze öfters gewechselt, kehrte er auf den Boden zurück, der ihm der von der Natur und dem Gesichte angewiesene war. Das heißt: er nahm von dem Namen und dem Besitzthum seiner Ahnen wieder Besitz,

Paul in der Heimat.

aber er that dies auf eine Weise, wie es ein Geprüpfter thut, ein aus der Lebensschule mit dem Zeugniß, wenn auch nicht absoluter, doch relativer Reife Hervorgegangener. Er wollte hinfort jetzt nichts Anderes, nichts mehr und nichts weniger sein als ein Edelmann; aber ein Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts. Um dies in seiner Weise sein zu können, mußte er festen Boden unter sich gewinnen, das heißt Besitz, Ansehen und Rechte. Die Zeit hatte Vieles genommen; Manches konnte nicht wieder zurückgefordert werden, Anderes mochte der erweckte Sinn und das geförderte Urtheil selbst nicht wieder heimsühren; aber Vieles war noch im Besitz, und dieses Eigenthum, wenn auch gering, zu nutzen, es nach bestem Wissen und Wollen für Vorthell des eignen wie fremden Lebens anzuwenden, das war die Aufgabe, die der Sohn der Zeit und der Aristokrat des neunzehnten Jahrhunderts sich stellte. Paul hatte den angeerbten Boden lieb gewonnen; er hatte entbehren und arbeiten gelernt, und der Begriff, der sich mit dem Besitz verbindet, war bei ihm ein geläuterter und inniger geworden. Sein Schloß Brunswick war ihm jetzt die Welt; das Häuflein Unterthanen, die ihm gehorchten, sein Eines und Alles. Nur durch sein Besitzthum, nur mit Hülfe der „Seinen“ hoffte er mit seinen Hoffnungen durchzubringen und in der Welt Geltung sich zu verschaffen. Er hing mit einer Zärtlichkeit, die etwas Großes und zugleich Nührendes hatte, an der Scholle Erde, die ihm durch den Rath-

schluß Gottes zugefallen war; und wie er früher enthusiastisch die Fremde gesucht, ferne für ihn, wie er hoffte, schlagende Herzen aufgespürt und philanthropische Träume ausgedacht, so war jetzt der feste Mannesinn auf das einzig Bestehende gerichtet, und die kleine Welt, die ihm anvertraut war, galt zugleich als Ziel und Lohn der Arbeit.

Raum hatte er sich also wieder in den heimathlichen Auen festgesetzt, als er auch schon heimlich forschte, wie seine Bauern über ihn dachten, welche Wirkung auf sie seine Abenteuer und sein Zug in die Fremde hervorgebracht. Es lag ihm Alles daran dies zu wissen, denn da er fortan immer unter ihnen leben wollte, so mußten sie ihn nothwendig kennen lernen wie er war, und die Wahrheit, selbst wenn sie ihm nachtheilig war, wollte er lieber zu ihrer Kenntniß gebracht sehen, als daß er gelitten hätte, daß Indifferenz oder kühle Bewunderung für ihn und sein Treiben sich in ihre Seelen gepflanzt.

Er griff also wiederum nach dem Mittel, das er schon einmal angewandt: er berief eine Versammlung der Bauern; aber diesmal ging er mit mehr Ueberlegung und Vorsicht zu Werke. Es war ihm nicht sowohl darum zu thun, seine Ansichten der Menge leidenschaftlich und aufgereggt aufzudringen, sondern vielmehr, er wollte erfahren und wissen, was diese Menge in Betreff seiner und ihres beiderseitigen Verhältnisses zu einander dachte. Er hatte immer noch

den festen Glauben, denkende Menschen vor sich zu sehen, obgleich der Amtmann ihm zu wiederholten Malen versicherte, daß dies — dem Himmel sei Dank — nicht der Fall sei. Paul wurde unwillig, wenn er so Etwas hörte, und neben seinem eignen Verlangen, den so arg verleumdeten Leuten näher zu treten, war es auch der Wunsch, den Amtmann in seinen althergebrachten Theorien zu widerlegen, der ihn antrieb, die Versammlung so bald als möglich zu veranstalten. Es sollte übrigens nicht die einzige sein. Er wollte oft und viel zu seinen Bauern reden, sie sollten dann eben so frei zu ihm reden dürfen. Zu diesem Zwecke waren bereits bestimmte Tage und Orte festgesetzt. Der Amtmann schüttelte zu diesen Neuerungen das Haupt, aber Paul achtete nicht weiter auf ihn.

In der Wohnung des Pfarrers, eines Mannes, den wir später näher charakterisiren wollen, kam unser junger Schlossherr mit den Ältesten der verschiedenen Gemeinen zusammen und suchte diese in vertraulichen Mittheilungen zuerst an den einfachsten geistigen Verkehr, an Rede und Antwort, zu gewöhnen und diesen rohen Seelen, diesen von der strengen Ascetik der Natur gehärteten und schweigsam gemachten Geistern, Mittheilungen zu entlocken. Als sie dem Blick und dem Feuer seines Auges folgten, als er an untrüglichen Zeichen, die auch diesen steinernen, wettergebräunten Gesichtern nicht fern blieben, merkte, daß sie ihn verstehen lernten, daß sein Ideengang von ihren zögernden,

stolzen und einsam blöden Geisteskräften begleitet wurde, so machte er bekannt, daß er nun, wie damals, in großer Versammlung zu ihnen sprechen wolle, und bestimmte den Tag. Sie waren es zufrieden; Freude und Besorgniß wurde in ihren kurzen Reden für den Gutsherrn laut; es traten ein paar Greise sogar heran, ihm die Hand zu drücken und ihm zu sagen, daß er ihnen und ihren Kindern aufrichtig erzählen möge, wie er die Fremde gefunden; denn man erzähle sich heutzutage viel Wunderliches von der Welt und wie es draußen aussehe.

Dieser letztere Zusatz machte Paul nachdenklich. Er sah das Häuflein seiner Getreuen mit Blicken liebender Vorsicht an; er beobachtete diese arglosen Gesichter, und es erschütterte ihn der Gedanke, daß er es sein solle, der zuerst in diesen friedlichen Winkel der Erde den Zwist unsrer Tage, die ekelhafte und giftige Empörung der niedern Geister, den Tumult, den Gemeinheit und Eigennuß erregt, bringen sollte. War es nicht besser, diese harmlosen Seelen nicht aus ihrem patriarchalischen Gleichmuth zu wecken? Doch dies war unmöglich. Die kleine Colonie, die Paul gründen wollte, mußte, wenn sie seinem Ideal entsprechen sollte, wissentlich den Frieden und die Eintracht wählen, nachdem man ihr den Zwiespalt und das Zerwürfniß gezeigt. Und so ging er denn ans Werk.

„Meine Freunde,“ redete Paul seine Bauern an, „als ich von euch auszog, mir die Fremde zu beschauen, war

ich voll guten Muthes und dachte wohl, ich könnte mir und der Welt zur Freude meine Wanderung ausführen; allein es ist nicht so geworden, wie ich hoffte. Anders wie die Männer meiner Art und meines Standes, die sich mit Wohlleben umgeben und in trefflicher Fülle und in gebieterischem Wesen dahin ziehn, hab' ich es gewählt, den Stab in meine Hand zu nehmen und den Pfad der Armuth und des Erwerbs zu wandeln. Bei der Gelegenheit habe ich die Welt kennen gelernt. Meine lieben Leute, könnte ich nur sagen, daß sie mir gefallen! Armuth und Reichthum, beide fand ich wild und entartet; die Armuth ohne Demuth und Trost, den Reichthum ohne Menschlichkeit und Duldung. Da ich als ein Bettler kam und als Bettler um Einlaß bat, wurde mir die Thür geöffnet, ohne Scheu, wie man sie dem Bettler öffnet. Ich sah das Innere der Hütten. Es war kein Gott darinnen, eben so wenig in den Palästen. Ueberall giftig keimender Zwist, überall geheime Unthat, verübt vom Bruder und bespottet und belohnt vom Bruder. Um des irdischen Gewinnstes willen sah ich schwere Uebelthat ausgeübt von der Hand des Sohnes am Haupt des Vaters! O meine Freunde! Ich zog aus als ein wilder aber unverdorbenener Mann, und ich bin heim gekommen beschädigt und gekränkt an der Seele durch die unendliche, nicht auszusprechende Gemeinheit der Welt. Wenn es euch recht ist, so bleiben wir zusammen und halten zusammen und lassen das verkehrte Treiben nicht heran an den Herd

unsrer Väter, an die Stätte, wo solch lieberlich Wesen noch nicht geschaut worden. Darum bin ich hier und will hinfort bei euch bleiben. Ich könnte mit dem Reichthum, der mir zugefallen ist, wenn's auch nur ein kleiner Theil ist von dem, was ich besaß und was ich freiwillig weggab, um ein Opfer nach meinem Sinne dem Gemeinwohl zu bringen, in den Städten leben, an den Tafeln der Reichen prassen und das schmutzige Geld verzehren helfen, das der Wucher der Fabrikanten zum Theil auch sogar in die Brunksfäle unserer Fürsten liefert; aber ich ziehe es vor, auf dem kleinen Fleck Erde, der mir und euch gehört, mit euch und euren Kindern zu leben als euer thätiger Freund, Berather und als der vorsorgende Anwalt der Gerechtsame eurer Kinder. Solches scheint mir mit der Ehre meines Standes in jetzigen Zeiten, wo jegliches edlere und großsinnigere Verhältniß dem unsauber erworbenen Golde weichen muß, das Einzige, was Ehre bringt dem Manne, dem Gott ein unschätzbar Gut, das Wohl einer Menschenseele, anvertraut. Euer irdisch Wohl ist mir anvertraut, ich bin dessen nächster Wärter und Pfleger; suchet keinen andern. Unser Land ist noch gesegnet vor vielen andern Ländern mit mancher nützlichen und heilsamen Einrichtung alter Zeiten; wir haben noch ehrwürdige Gebräuche und alte Sagen, an denen das Glück und der Segen unsrer Väter haften; noch hat die Neuerungsucht, die überall anderswo ihren leichtfertigen Hader, ihren gewinnsüchtigen Zerstörungstrieb hingelenkt, unsre Grenze nicht überschreiten

dürfen. Wir haben merkwürdige Bücher, die unsere Gelehrten geschrieben haben und in denen unser aufblühendes Geschlecht die Weisheit alter Zeiten mit Bewunderung entdeckt. Ich habe in diesen Büchern gelesen, und mein Geist ist wacker worden; ich habe mein Land lieben gelernt und Achtung eingefogen vor dem, was die Väter angebaut und als fromme Satzung hinterlassen. Die Ältesten unter euch, meine Freunde, wissen, welch einen Boden wir bewohnen; wie hier, auf rother geweihter Erde eine heilige Behme bestand und der westphälische Bauer zu Gericht saß über Grafen und Fürsten. Wie mußten die Männer sein, denen man solche Macht willig in Händen ließ? Es mußten deutsche Männer sein, ehrlich, treu und vor Gott und ihrem Gewissen wahrhaftig. Also wollen auch wir es halten, daß wir unserer Väter nicht unwerth befunden werden. Wenn überall von der Erde die Treue schwindet, von der rothen Erde soll sie nicht schwinden; wenn überall der Mensch geknechtet wird durch Gold, besudelt durch Gold, des Himmels wie der Erde unwerth gemacht durch Gold — so soll hier doch ein ander Regiment herrschen. Wir wollen mit bescheidenem und redlich erworbenem Besitze zufrieden sein, und der Wechsellertisch sowie die Wucherbank sollen uns nicht zu sich locken. Wenn überall die Ehre eines Mannes käuflich ist, so soll der Fremde mit seinem Geldsacke an unserer Grenze umkehren, unwillig, daß er keinen Mann gefunden habe, den er werben könne. Wir wollen an dem Glauben unsrer Väter sowie an unserm

angestammten Fürsten halten; Beides mit Stolz und Demuth. Mit Stolz, weil wir freie und besitzende Männer sind, in Rechten aufgewachsen und diese wachend; in Demuth, weil wir Gottes Hand über uns erkennen und die durch Gott eingesetzte Macht des Fürsten. In Allem wollen wir aber unseren eignen Hof und Haus sauber halten in Ordnung und rechtlicher Führung. Dies gilt von euch wie von mir. Jeder stehe fest auf eignem Boden, dann wird er die rechte Weise finden mit seinem Nachbar zu verkehren, so daß Niemand Schaden thue oder leide. Ich aber gebe euch mein Wort, daß ich hinführo, so lange Gott uns beisammen läßt, ganz euch und Niemand Anderm angehören werde. Ihr habt mich als Knaben gesehen, als Jüngling meinem Wege nachgeschaut, ihr seid mit mir zufrieden und meines Sinnes gewesen, ihr werdet nicht fürchten, daß ich als Mann jetzt aus der Art schlagen werde; also habt Vertrauen zu mir, wie ich zu euch habe. Wo Liebe und Vertrauen einerseits, Demuth und Stolz andererseits herrschen, da kann kein Unkraut den Boden überwuchern. Geht mir die Hände darauf und laßt uns freudig einander wie bei einem schon alten, aber wieder erneuerten Bündnisse begrüßen.“

Paul eilte, als er diese Worte gesprochen, von seinem erhöhten Plage herab, mitten in das dichteste Gedränge der Bauern. Er wurde — und dies war ein wunderbares Zeichen bei der sonst so apathischen Natur dieser Menschen — fast erdrückt von den Bezeugungen der Freude, Dankbarkeit

und Liebe, die ihm die älteren Männer und die Jugend zugleich zollten. Er sah mit einem frohen Schrecken — denn welcher junge Reformator nähme nicht die Zeichen der Wirkung seiner Thätigkeit wie eine Göttererscheinung auf? — Thränen unter ergrauten Wimpern sich vordrängen und tiefgefurchte Züge sich mit dem hellen Lächeln der Bewunderung schmücken. Jene Aeltesten, die, als er auszog, ihn damals die fränkenden Merkmale ihres Zweifels und Spottes merken ließen, kamen jetzt, ihm eben so trocken und rauh, aber auch eben so verständlich ihren Beifall und Dank zu bezeugen. Paul war wie berauscht. Er flog von Einem zum Andern und immer folgte rasch eine glückliche und triumphirende Aeußerung der andern. Er hatte, ungewiß über den Ausgang, Hermance keine vorläufigen Mittheilungen gemacht; jetzt sendete er eilig einen Boten ab und beschied sie zu sich. Sie kam, und Pauls Freude wurde vollständig, als er die, die seinem Herzen am nächsten stand, eben so glücklich und berauscht von dem überraschenden Erfolge sah. Ein ländliches Fest beschloß den Tag.

Unser Held ging jetzt mit Freudigkeit daran, eine eigne kleine Sammlung Ordnungen und Vorschriften zu entwerfen, die für die kleine Gemeinde, die jetzt so freudig und einig mit ihrem Gutsherrn zusammen hielt, als eine Art Gesetzbuch gelten sollte. Er arbeitete die einzelnen Punkte mit Hermance aus, die ihm treulich dabei zur Seite ging, dann aber wurden auch der Pfarrer, der Amtmann und — Lindsfried

zu Rathe gezogen. Paul hatte sich eine genau detaillirte Beschreibung der einzelnen Höfe, die zu seiner gutherrlichen Domäne gehörten, aufsetzen lassen; er hatte die alten Rechte und Zugehörigkeiten dieser Höfe eifrig studirt und ging nun mit großer Vorliebe daran, das erprobte Neue mit dem guten und bewährten Alten zu verbinden. Die Kenntnisse, die er sich auf seinem abenteuerlichen Zuge durch alle Classen und Verhältnisse unsrer socialen Existenz erwarb, kamen ihm auch hier wieder trefflich zu statten. Ehe wir den Inhalt dieses kleinen „Code“ angeben, wollen wir die Gestalt des Pfarrers, der bei neuer Schöpfung ganz besonders zu Rathe gezogen wurde, näher dem Leser vors Auge führen.

Zweites Capitel.

Geschichte eines Geistlichen unsrer Tage.

Während der junge Gutsherr sich auf der Wanderschaft befand und seinerseits sich mühte, die Zeit zu verstehen und ihr Genüge zu thun, bezog die kleine Pfarrwohnung am See ebenfalls ein junger strebender und kämpfender Mann, dem die Aufgabe unsers räthselvollen Jahrhunderts ebenfalls in

doppelter Gestalt, als Zuchttruthe und Liebkosung, heftig an die Seele drang. Während unser fecker Wanderer, mit dem Ränzel auf dem Rücken, als der Sproß eines alten Stammes, sich dem gewerbtreibenden Hausirer, dem fröhlichen Handwerker beigesellte, suchte die arbeitende und dürstende Seele eines jungen Gelehrten aus dem Staub der Bücherwelt sich in die hellen Regionen des geistig Erschauten und Erlebten hindurchzuarbeiten. Welch eine gefährvolle Straße für beide — aber der Männerwerth wird immer nur durch Gefahr erkaufte; der Jugend wird kein Kranz geschenkt; die Arena ist immer geöffnet. Wehe dem, der sich an der Mauer hinschleicht und das Loben der Kämpfe nur von fern in müßiger Ruhe anhört.

Gotthard Rodholm war von protestantischen Eltern erzogen und streng zu dieser Lehre gehalten worden. Der Vater starb, als der Jüngling die Universität bezog. Es läßt sich in seinem äußern Leben nicht nachweisen, es liegt keine bedeutende Erscheinung in seinen Verhältnissen vor, welche erklären könnte, weshalb er einen ebenso unerwarteten als für seine Verwandten betrübenden Schritt that: er ging zur katholischen Lehre über. Das innere Leben des jungen Mannes war ein gewaltsames. Im Verkehr mit seinen Alters- und Studiengenossen war er schweigsam und zurückhaltend; man sah ihn immer mit seinen Büchern beschäftigt. Ein paar Freunde, die ihn genau kannten, wußten, daß er an seinem Glauben arbeitete, daß die Zweifel und Angriffe der Zeit ihn

beunruhigten und belästigten. Ist's möglich, sagte er eines Tages zu einem jungen befreundeten Maler, daß du an einem Christusbilde arbeitest, nachdem du am Morgen in Strauß' Leben Christi gelesen hast? Weshalb nicht? fragte dieser; heißt es nicht: prüfet Alles und das Gute behaltet? Nein, nein! rief Gotthard heftig; der Spruch heißt: prüfet Alles und behaltet endlich Nichts. Prüfet Alles und — glaubt Nichts. Am Tage darauf sah man ihn eine Wanderung ins Gebirge antreten, allein und ohne Führer; er, der noch nie einen Schritt außerhalb der nächsten Umgebungen der Stadt gethan. Als er nach vierzehn Tagen, bleich und von Beschwerlichkeiten ermüdet, heimkehrte und die Freunde ihn in seinem zerrissenen Anzuge kaum wiedererkannten, fragte ihn Einer derselben: Wo bist du gewesen? und er erwiderte: Fragt mich nicht; ich weiß mich keines Dinges zu besinnen, ich habe wie im Traum gelebt. Er wurde krank, der Arzt verbot jede Beschäftigung. Er brachte mehre Wochen in träumerischem Hinbrüten zu. Als er genas, geschah sein Uebertritt zum Katholicismus. Nie hielt er mit einem seiner Freunde über diese auffällige Thatsache eine Unterredung, nie ließ er sich auf einen Streit ein; das Einzige, was er ihren Vorwürfen entgegensezte, waren die mit großer Sanftmuth gesprochenen Worte: Wollt ihr mich so haben, wie ich jetzt bin, so nehmt mich, ohne an mir zu maßeln; wollt ihr nicht, nun wohl, so laßt mich. Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt. Mit euch über den Glauben streiten werde ich nicht, denn das ist

gerade, was mich von euch weg treibt, daß ihr ewig zweifelt und ewig streitet.

Der öffentliche Uebertritt eines jungen Mannes von geistigen Mitteln und nicht gewöhnlichen Gaben machte einiges Aufsehen selbst in einer Zeit, die sich noch nicht zu einem regen kirchlichen Leben aufgeschwungen hatte. Man glaubte jetzt, daß der junge Geistliche ein sehr strenger und fanatischer Katholik sein werde, allein dies schien nicht eintreffen zu wollen. Aeußerlich die Gebräuche der Kirche befolgend, hielt er sich hier eben so einsam und gesondert, als er es bisher gethan. Nur sein Wesen schien klarer und gefestigter. Mit seiner Mutter, die durch seinen Religionswechsel schwer gekränkt war, fand er Mittel sich zu versöhnen; sie starb, indem sie ihm den Segen ertheilte. Ein Verhältniß zu einem Mädchen, an das er sich schon früher gefesselt gefühlt, gab er auf, noch lange früher ehe er den Uebertritt vollführte. Als Priester empfing er jetzt die Weihen und kam bald darauf als Amtshelfer in die Pfarre bei Schloß Brunswick. Dies geschah, als Paul auf Reisen war. Der alte Pfarrer war einer jener Geistlichen des vorigen Jahrhunderts, die zur Fahne der Aufklärung und Humanität schworen. Er war ein freundlicher, milder Greis, voll Bonhomie und gutmüthigen Trohsinns; ein Mann, dem sein Glaube weder bequem noch unbequem fiel, der eigentlich gar Nichts von ihm, die Zeit seines Lebens und Wirkens hindurch, gespürt hatte. Pauls Vater hatte diesen ehrwürdigen Herrn öfters auf dem Schlosse bei

sich gesehen, wo er dann den vierten Mann bei einer Whistpartie abgab und gelegentlich einen Katalog der alten Schloßbibliothek anfertigte. Immer salbungsvoll und doch dabei freundlich, gefällig und zuthulich gesprächig war er der ganzen Schloßeinwohnerschaft lieb und genehm; es war ihm sogar gelungen, sich durch die anmuthige Fügbarkeit, durch plaudernde abgenutzte Gelehrsamkeit und durch eine große Anzahl weiser und frommer Sprüche die Gunst des Onkel Lorenz zu erwerben, der eigentlich heimlich allen Priestern gram war, weil er fest glaubte, nur ihm allein und Einigen seiner Anhänger sei es gelungen, die christlichen Wahrheiten auf die einzige ihnen zukommende Form der öffentlichen Lehre vorzutragen. Als Paul seine excentrischen Versuche machte, hatte der alte Herr ebenfalls freundlich und gefällig gelächelt und Alles gut geheißt, aber natürlich auch Nichts gethan, um die Sache zu fördern oder zu hemmen. Diesem freundlichen Greise folgte nun der verschlossene, trockne und ernste Jüngling, wie man sich denken kann, der Gemeinde nicht sehr erwünscht. Aber Gotthard, der jetzt seinen Beruf erkannt und ihn mit fester Willenskraft umschlossen hielt, wußte sich die Achtung und Theilnahme zu erobern, die man ihm gutwillig nicht gleich gab. Die Nachlässigkeiten in der Amtsführung, die der freundliche Alte sich hatte zu Schulden kommen lassen, waren unzählige, und fürs Erste hatte der neue Ankömmling genug zu thun, Ordnung und Regelmäßigkeit in die Geschäfte zu bringen. Es wurde ihm dies doppelt schwer; denn

der Greis war in seiner Schwachheit fast gänzlich zu einem ernstern Worte unfähig, auf dem Schlosse aber regierte so gut wie Niemand, denn der Major versiel immer mehr der Herrschaft der Flasche und wies alle derlei Erörterungen, wie sie ihm Gotthard zumuthete, mit lautem Unwillen von sich; Bruder Lorenz zeigte sich schleichend und mißtrauisch; die Legationsrathin hatte zwar guten Willen, aber sie verstand Nichts von der Sache. So war dem jungen Manne der Kampf und die Verantwortung zugleich aufgebürdet. Er bestand in dieser Probe. Als Paul kam, war die Hälfte der Arbeit schon gethan, und in Paul erhielt der neue Pfarrer eine Stütze, wie er sie sich nur hatte wünschen können. Die beiden jungen Männer schlossen sich sogleich freundschaftlich an einander. Sie machten in ihren Berufsgeschäften zusammen Reisen, sie besahen sich mit einander die einzelnen Bauerhöfe und Felder, und oft brachte Paul ganze Abende und halbe Nächte bei Gotthard in der kleinen Pfarrstube zu. Um zu zeigen, von welchem Bestande der geistige Verkehr war, der Beide an einander fesselte und sie zu gegenseitigem, stets wachsenden Vertrauen aufrief, wollen wir eines der Gespräche hersetzen, wie sie, von einem äußern Anlaß ausgehend, oft zwischen Beiden gehalten wurden. Zugleich werden wir ein Glaubensbekenntniß des jungen Pfarrers hierin finden.

Gotthard war eben beschäftigt, die hinterlassenen Papiere und Bücher seines Vorgängers zu ordnen, als Paul in die niedrige dumpfe Kammer trat, die zur Bibliothek gedient hatte,

eigentlich aber wenig mehr als eine Trödelkammer voll unsaubern Gerölles und Gerumpels war. Gotthard nahm ein Büchelchen vom Brett herab, führte Paul mit sich auf die Bank vor dem Hause, wo man eine hübsche Aussicht auf den in der Abenddämmerung schimmernden nahen See hatte, und sagte lächelnd: „Sollten Sie's wohl glauben, lieber Baron, dieses Büchelchen fand ich unter dem Kopfsfuß meines guten Alten; ich zog's hervor, als er schon starr als Leiche da lag. Es war gut, daß ich's fand, denn was hätten die Weiber aus dem Dorfe, die den Todten zu beschicken kamen, gesagt, wenn sie die Bilder dieses Büchelchens geschaut.“ Paul betrachtete das kleine Ungeheuer und fand eine illustrierte Ausgabe der „Pucelle“ von Voltaire. Entrüstet warf er das Buch auf die Bank und rief: „Ist das nicht abscheulich! Ich habe den Alten für einen frommen Mann gehalten und als Knabe nie ohne Devotion sein weißes Lockenhaar sehen können. Und nun lieft der arge Schalk auf seinem Sterbette solch ein Zeug!“ Gotthard belustigte sich an dieser zornigen Rede und rief mit einem sanften aber dabei spottenden Tone: „Wir sollen nicht urtheilen. Der Mann war ein Frommer in seiner Art!“ „Unmöglich!“ rief Paul, „ganz unmöglich!“ „Und weshalb unmöglich?“ fragte der junge Pfarrer. „Sind wir etwa besser daran, die wir ebenfalls ohne Glauben sind, aber dieses nicht offen zu bekennen wagen?“ Paul sah seinen Gefährten erstaunt an und rief: „Ich verstehe Sie nicht; sprechen Sie deutlicher.“ Gotthard schwieg und

jah mit einem zerstreuten Blicke vor sich hin. Paul fuhr heftiger fort: „Ich kann die Ironie und das zweifelhafte Wesen nicht leiden. Ich weiß, daß sich die Geistreichen unsrer Zeit darin gefallen; aber ich bin eine Natur, wo das nicht anschlägt. Wie ich mir Alles, was ich bin, selbst erworben habe, und was ich sein möchte, will's Gott, auch ebenfalls selbst erwerben werde, so kann ich die Naturen nicht leiden, die, schwächlich nicht zum Ja und nicht zum Nein sich entschließend, eine Größe und Vornehmheit darin finden, ewig im Ungewissen stehen zu bleiben. Es soll mir leid thun, wenn Sie, lieber Gotthard, dazu neigen; wir würden dann wenig mit einander zu verkehren haben. Der alte Pfarrer, von dem Sie mir eben das Stückchen erzählten und von dem ich ähnliche, nur nicht so schlagende Beweise der Indifferenz in religiösen Dingen aufzuweisen habe, ist meiner Meinung nach ein Schalk und bleibt es. Dem Himmel sei Dank, daß wir dahin gekommen sind, unsern Glauben ernster zu nehmen, und viel lieber will ich's sehen, daß Jemand, der's nicht länger im Christenthume aushält, offen und ehrlich mit demselben breche, als daß er heimlich ein lachender Spötter ist und öffentlich ein Bekenner.“

„Der Meinung bin ich nicht,“ rief Gotthard. „Der Kirche ist's nur um die öffentlichen Bekenner zu thun. Verstehen Sie wohl: der Kirche, als weltgeschichtlichem Institut, als einer Anstalt für die Bildung und Regierung des Menschengeschlechts.“

„Wenn ich aber die Vereinigung der christlichen Con-

fessionen nicht aus diesem rein politischen Standpunkt betrachten will? — "

„Alsdann dürfen sie nicht von einer Kirche sprechen. Sie werden dann nur eine Menge individueller religiöser Bekenntnisse haben, die unter sich mit einander Nichts als den christlichen Namen gemein haben. Was die Kirche zur Kirche macht, ist das bindende Element, das ganze Gesellschaften, dann ganze Staaten, zuletzt eine ganze zugleich lebende Bevölkerung in sich schließt. Es ist demnach der Kirche ziemlich gleichgiltig, was der Einzelne glaubt, wenn er nur behindert wird, durch seine Zweifel und Einwürfe die Masse in ihrem Glauben zu stören.“

„Also was Sie und ich als Individuen glauben, wäre der Kirche gleichgiltig?“ fragte Paul entrüstet.

„Der Kirche — ja. Vor Gott ist's freilich ein ander Ding. Und wir werden Gott und unserem Gewissen immer Rechenschaft schuldig sein, was unseren Glauben betrifft.“

„Gott gab also für das Einzelwesen ein anderes Gesetz als für die Masse?“

„Nicht doch! Er gab dasselbe Gesetz, aber die menschliche Wohlfahrt fordert, daß es hier in anderer Form erscheine als dort. Wenn wir von aller staatlichen Beziehung bei der Religion absehen, so ist die Lehre Christi, meiner Ueberzeugung nach, Nichts als eine erhabne, auf die höchste Sittlichkeit, die lebendigste Güte und die reinste Weisheit gegründete Doctrin. Damit bin ich als Mensch und Einzelwesen zufrieden; als

Bürger eines Staatenverbands muß ich dieselbe Lehre mit ihrem polizeilichen Anhang nehmen, obwohl ich weiß, daß dieser polizeiliche Anhang sie vergrößert, entstellt und theilweise sogar unkenntlich macht."

"Dazu bin ich nicht gezwungen."

"Doch! denn Sie treten aus dem Verband des Staats heraus; Sie dürfen weder die Vortheile noch die Uebereinkommenheiten der geschlossenen Gesellschaft genießen. Denn diese geschlossene Gesellschaft besteht in ihrem stärksten Bande auf dem Eid, und der Eid ist eine religiöse Formel, die auf dem öffentlichen Bekenntniß des staatlichen und polizeilichen Christenthums, nicht auf dem individuellen und philosophischen beruht."

"Wohl, wenn ich dies auch zugebe, so kann ich darauf hinarbeiten, daß dieses staatliche oder polizeiliche Gewand des Christenthumes immer mehr vereinfacht und von Flecken gesäubert werde."

"Das können Sie und das ist auch unser Aller Pflicht, die wir im Verband der Kirche leben. Luther, als er an die Reform der Kirche dachte, beging nur darin einen freilich großen und für alle Zeiten schädlichen Fehlgriß, daß er diese Reform außerhalb der bestehenden Kirche und als eine auf individuelle Prüfung gestützte Meinung vornahm und aussprach. Dadurch pflanzte er den Todeskeim in die Brust der jungen Lehre."

"Aber er entdeckte wirkliche und wahre Irrthümer. —"

"Haben denn die Katholiken diese nicht entdeckt? Sind wir überall und immer von dem überzeugt, was wir lehren?"

Aber wir lernen früh Demuth und Gehorsam. Wir lernen unsre Erkenntniß, unsern Glauben als Einzelwesen geduldig dem Wohl des Ganzen unterordnen. Wenn wir uns für stark halten, so wissen wir auch, was den Schwachen geziemt, und dulden und tragen für sie. Um den Frieden in der Kirche zu erhalten und mit ihm den Segen, den die Lehre Christi als Allgemeingut der Menschheit uns Allen bringt, tragen wir unsre bessere Erkenntniß zum Opfer und unterschreiben das Symbol, nicht quia verum, sed quia judicatum.“

„Ist damit die Kirche befriedigt?“

„Sie muß es sein. Gehn wir auf den Grund dieser Erscheinung. In den ersten Zeiten des Christenthums stritt man sich, um herauszubringen und festzustellen, was Wahrheit sei. Als man sich nicht vereinigen konnte, kam man überein, das für Wahrheit zu halten, was drei oder vier erwählte Richter dafür erkennen würden; als man sich auch bei diesen nicht beruhigte, nahm man eine größere Zahl, und endlich entschied man sich, das für Wahrheit anzunehmen und für alle Zeiten dafür zu erkennen, was eine große Kirchenversammlung festsetzen würde. Hier ist der Ursprung des staatspolizeilichen Inhalts der christlichen Lehre. Auf diesem Wege wurde die einfache göttliche Doctrin mit dem ganzen Apparat der Wunder, der Gebräuche, der Regeln behängt. Petrus wurde symbolisch der Felsen, auf dem Christus seine Kirche gründete, dieser Fels wurde später thatsächlich vom Engel nach Rom gebracht, um den Stuhl Petri darauf zu gründen. Die Päpste

waren in einer ununterbrochenen Reihesfolge die von Christus selbst eingesetzten Wächter, Hüter und Vertheiler der Erbschaft Christi. Die Ausgießung des heiligen Geistes erging über sie auf alle spätre Zeiten hin, und ihre Aussprüche waren unfehlbar. Kein gebildeter Katholik wird diese Sätze als buchstäbliche Wahrheiten nehmen, er wird aber, wenn er irgend mit dem Geiste der Lehre und der Geschichte vertraut ist, die Allmacht und Weisheit Gottes bewundern, die da zuließ, daß ein solches, durch alle Stürme der Zeiten, durch alle Angriffe der Macht fortbestehendes Gebäude der menschlichen Klugheit errichtet wurde. Denn wir mögen von der katholischen Kirche denken, wie wir wollen: zugeben müssen wir, daß sie die mächtige Erhalterin der christlichen Lehre, die starke Schutzherrin gegen den Despotismus der Tyrannen und die Erzieherin und Bändigerin der Völker durch Jahrhunderte hindurch gewesen ist."

"Ich gebe das ungern zu," rief Paul; „und wenn ich's auch für die Vergangenheit zugebe, für die Zukunft möchte ich's dennoch gar nicht. Wie, wir sollten keine reinere, geläutertere Kirche finden?"

"Vielleicht," entgegnete Gotthard, „finden wir diese, wenn der Protestantismus es aufgiebt, eine selbstständige Faction zu bilden, seine reinigenden Elemente zu Rom überträgt und von Rom wieder den unbedingten Gehorsam und die Autorität entgegennimmt. Dies ist der Weg, den das Individuum durchmachen muß, wenn es redlich gegen sich selbst sein will,

und dieser selbe Weg wird den Völkern auch nicht erspart werden. Beide Parteien, so wie sie jetzt stehen, fühlen trotz allen äußeren Hasses und Zwistes eine geheime Sehnsucht zu dieser Vereinigung. Darum von beiden Seiten diese scheuen halben Zugeständnisse und Schritte."

Paul dachte diesen Worten nach und rief dann endlich unwillig: „Sollte es denn nicht möglich sein, eine Kirche aufzustellen, die im Geist und in der Wahrheit anbetet, völlig frei von dem Anhängsel der Wunder, der Polizeigesetze, der abenteuerlichen Dogmen?"

„Unmöglich! Der Zweck jeder Religion ist: die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zu begründen."

„Nun, und arbeitet die Lehre Christi nicht dahin? Muß ich denn das Volk dumm machen und mit Betrügereien und Täuschungen hinhalten?"

„Wenn man gerade dem Bedürfniß das giebt, was es fordert," antwortete Gotthard, „so ist es keine Täuschung. Das Volk wird durch andere Mittel beruhigt und zufrieden gestellt, als der einzelne Denker und Philosoph, der aus seiner Religion ein Kunstwerk macht und ein ganzes Leben lang daran meißelt und formt. Wenn wir durch sinnliche Mittel unsern Zweck erreichen, wozu da Gründe zu Hülfe nehmen?"

„Und welches ist dieser Zweck?"

„Wie gesagt, die Wohlfahrt der Gesellschaft. Gehen wir zurück auf die erste Gründung derselben und beobachten wir, wie sich das, was wir später Kirche nennen, gebildet hat.

Wenn wir annehmen dürften, daß sich lauter gute und vortreffliche Menschen zusammengethan hätten, um bei einander zu wohnen, so wäre nirgends ein Priesterthum und eine positive Religion nöthig gewesen. Aber diese Annahme wäre absurd. Der Krieg ist der Begründer der Gesellschaft. Zwei streitende Parteien wählten ihre Anführer; anfangs, da der Kampf heftig wüthete, waren diese Anführer die stärksten und muthigsten unter Allen, dann nach geschlossenem Frieden wählte man zu Anführern die Weisesten und Klügsten, um das festzuhalten und zu ordnen, was im Kampf erobert war. Aber die Weisesten und Klügsten konnten dennoch den Aufruhr nicht dämpfen, sie hatten keine Mittel in Händen, die große Anzahl Verordnungen, Gesetze, Steuern und Strafen, die sie, um die innere Ordnung nach geschlossenem äußern Frieden aufrecht zu erhalten, erlassen mußten, in Ansehen zu bringen. Man wählte aus dem Volke welche, die man für klüger und weiser erklärte, und diese wurden wiederum unter dem Vorwand gestürzt, daß sie noch nicht weise und klug genug seien. Da trat denn ein Mann auf, ein Genie und darum ein Gottgesandter, der, um sich und die Gesellschaft zu retten, eine „göttliche Mission“ fand. Nun kamen die Geheimnisse, die Tempel, die Wunder. Es fielen Briefe vom Himmel, es fuhren feurige Flammen auf die Häupter der Erwählten, es wurden im Namen Gottes die Aufrührer niedergebunnert. Der Zweck war erreicht, die Gesellschaft war gesichert, der Ackerbau, der Friede, die Segnungen der Ordnung begannen.“ —

„Nun folgten aber Zeiten —“

„Ich verstehe was Sie sagen wollen,“ rief Gotthard eifrig. „Nun folgten Zeiten, wo man dem Volke zeigte, auf welche Weise jenes erste große Genie sich emporgeschwungen; daß die Wunder erdichtet, daß die Weissagungen künstlich ausgestreut und berechnet, daß die himmlischen Sendungen erlogen waren. Was erreichte man dadurch? Der armseligen Klugheit gelang es, das Werk des Genies zu zerstören! Die Bande der Gesellschaft lockerten sich, der Segen ging verloren, der Glaube und der Gehorsam der Völker schwand. Und am Ende mußten diese Weisen und Klugen eingestehen, daß sie selbst noch nicht die Wahrheit gefunden hatten. In welche traurige Verfassung brachte ihre kleinliche Selbstsucht die Welt! —“

„Aber die That jenes ersten Genies war ja auch eine That der selbstischen Klugheit.“

„Durchaus nicht. Sie drang aus dem Bewußtsein hervor, das Wohl der Gesellschaft sei nur auf diesem Wege zu retten. Jene aber, die das Werk zerstörten, setzten willentlich ihr eignes Ich, ihre eigne individuelle Ueberzeugung an die Stelle der allgemeinen Wohlfahrt. Mit dem Bewußtsein, daß es ihnen unmöglich sein würde, die ewige und einzige Wahrheit zu finden und zu verkündigen, waren sie zufrieden, einzelne Wahrheiten, die sie gefunden, der Welt prahlerisch mitzutheilen. Im Reiche der Wissenschaft ist dieses Verfahren erlaubt und löblich, in Sachen des Glaubens ist es fast frevelhaft zu nennen. Denn

Paul in der Heimat.

welches Recht habe ich, meinem Nebenmenschen seinen Glauben zu nehmen? die Zweifel meiner Brust der Menge als Gesetz aufzudringen? Irrthümer, die ich als solche erkannt, der Welt öffentlich als Irrthümer zu bezeichnen? "

„Freilich,“ rief Paul, „um consequent zu bleiben, muß die Kirche dem Laien jede selbstständige Forschung und Prüfung verbieten, und sie thut es auch.“

„Und sie thut daran vollkommen recht,“ rief Gotthard. „Das Oberhaupt der Kirche erklärt sich für unfehlbar, und somit hat die Menge das, wessen sie bedarf, einen festen Halt. Der gebildete Priester sowie der aufgeklärte Laie weiß, was er von dieser Unfehlbarkeit zu denken hat, aber was er auch innerlich glauben mag, nach Außen hin bewahren Beide mit ihrem ganzen Ansehen diese feste Grundsäule ihrer Kirche. Ich selbst habe dies erfahren müssen. Die ewigen, den Geist bis zum Wahnsinn exaltirenden und aufschraubenden Forschungen, die nicht endenden skeptischen Einwürfe, der tausendmal zerrissene und wieder zusammengefügte Glaube, der kalte Indifferentismus auf der einen, der ingrimmige Haß und die Verkehrungswuth auf der andern Seite; alles dieses, was ich in reichlichem Maaße bei den Protestanten fand, machte, daß ich, gleichsam um meine in allen ihren Kräften zitternde Seele zu retten, in die alte kirchliche Gemeinschaft, aus der unsre Secte hervorgegangen, wieder zurückflüchtete. Erst jetzt, da ich den zerfleischenden Zweifeln einen Halt entgegengesetzt sah, erst jetzt schöpfte ich Athem, erst jetzt lernte ich die himmlischen Wunder,

die trunkne Unbetung, den fessellosen Glauben verstehen und üben.“

„Also Sie sahen, daß doch nicht Alles bei uns Werk der weltlichen Klugheit war.“

„D ich sah Viel und vernahm Manches; aber dies gehört nicht hierher. Das ist für mich und ganz besonders nur für mich gemacht. Jede Religion hat ein innerliches Mystorium. In wie fern ich das bin, was man einen Katholiken im strengen Sinne der Kirche nennt, das möchte, wenn ich sprechen wollte und könnte, noch sehr der Frage unterworfen sein. Das wird auch ewig so bleiben. Die eigentliche Religion, die mit uns aufwächst, in uns organisch sich entwickelt, das innere treibende Agens unseres edelsten und geistigsten Selbst, die ist keiner weltlichen Form, keiner weltlichen Prüfung unterworfen. Sie ist das feurig glühende oder schamhaft gesenkte Auge, mit dem wir Gottes Auge gegenüber stehen. Wir sprechen aber nur eben von der geoffenbarten Volks- und Staatsreligion. —“

Paul, den diese Ansichten und Aussprüche höchlich erfreuten, rief entzückt: „D wie eifrig trete ich dieser Meinung bei! Es giebt kein anderes Heil für unsere Zeit als streng zum Glauben und zum Gehorsam zurückzukehren; unsre Selbstsucht, unsern hochmüthigen Dünkel gefangen nehmend, der Ruhe, dem Glauben der Menge uns zum Opfer zu bringen.“

„So ist's, mein theurer Paul,“ rief Gotthard bewegt.

„Es ist eine Zeit, wo die Weisesten und Klügsten zu den Einfältigen und Gläubigen niedersteigen müssen, um von ihnen zu lernen was Noth thut. Ein Oberhaupt, ein Wille, eine Macht, — das sei unsre Kirche, und eine solche zu bilden sei jeder ächte Priester jetzt thätig. Die Spaltungen sind unser Tod, sie führen zur Anarchie und zur Auflösung aller gesellschaftlichen Bande. Mit der religiösen Opposition verbindet sich sogleich jede politische.“

Die Freunde trennten sich hier, doch wenige Tage hierauf führte ein Vorfall, der in der Gemeinde sich ereignete, ein ähnliches Gespräch herbei, bei welchem sich Gotthards Ansichten noch entschiedener zu Tage förderten.

Drittes Capitel.

Der Autor bittet den Leser um Entschuldigug, daß er das obige Thema noch weiter durchführt.

Es war ein betäubender Fall im Dorfe vorgekommen; ein Mann in älteren Jahren, der sein Hab und Gut durch leichtsinnige Wirthschaft vergeudet hatte, war dem Selbstmord erlegen. Es war die Frage gewesen, ob man ihm ein ehrliches

Begräbniß gestatten solle, und Gotthard hatte sich entschieden dagegen erklärt. Der Körper des Unglücklichen wurde demnach in Nacht und Dunkel und ohne Geleitschaft des Priesters an der Kirchhofmauer beerdigt. Paul, der Tags darauf mit dem jungen Pfarrer zusammentraf, fragte ihn in mildem Tone:

„Hätten wir nicht hier die Grundsätze der Menschlichkeit vorwalten lassen sollen?“

„Der Menschlichkeit?“ sagte Gotthard. „Also der Selbstmörder war nichts als Mensch.“

„Er war auch Christ,“ entgegnete Paul.

„Daß er dies nicht war, hat er bewiesen,“ entgegnete Gotthard, „und darum gehört er nicht auf den Kirchhof. Wenn Sie ihn hätten in Ihrem Garten begraben wollen, so hätte ich Nichts dagegen gehabt. Was galt es mir, daß er bloß Mensch war? Als Mensch gebührte ihm Nichts als das, was der gute Wille der Gesellschaft ihm geben mag. Als Christ jedoch hat er sich in den gesellschaftlichen Vertrag eingeschrieben, genoß dessen Vortheile, dessen Schutz und handelte als Verbrecher, da er die Gesetze übertrat, auf die unsre Gemeinschaft gebaut ist. Wie darf ich ihm also, auf meine eigne vielleicht thörichte Milderung hin, einen Platz geben, den er verwirkt hat und der durch ihn entweicht würde?“

„Diese Strenge ist aber längst nicht mehr Sitte.“

„Desto schlimmer! Darum der Verfall. Die Kirche ist kein Institut der Sanftmuth und Milde, sie soll auf der einen Seite die Völker, auf der andern die Fürsten in Schrecken

und Achtung halten. Es ist die furchtbare Lehre, die die Tyrannen beben macht und die Völker in den Staub schleudert. Der Priester steht als ihr ernstester, unbeugsamer Vollstrecker da.“

Paul sah den jungen Mann mit Staunen und Verwunderung an.

„In unserm neulichen Gespräch,“ sagte Gotthard, „habe ich schon gesagt, was ich von dem positiven Nutzen einer Religion halte; hieraus geht schon hervor, daß ich auf das Entschiedenste gegen jede sogenannte Humanität, Duldung und Toleranz streite. Nur durch die größte Strenge kann es der Kirche heutzutage möglich werden, der immer schneller um sich greifenden Entsittlichung zu wehren. Die christliche Religion in der Erscheinung als katholische Kirche ist darum so groß und herrlich, weil sie für alle Bedürfnisse, alle Zustände des im Staatsverbande eingeschlossenen Menschen sorgt. Der härteste Fluch für die Gesellschaft wäre die Einführung der sogenannten natürlichen Religion, wo alle Gesetze aus der Natur hergenommen, von Jedem anders gedeutet werden können, und wo eine allgemeine Liebe und Duldung in die Rechte der Strenge und des Gehorsams tritt. Noch nie hat eine Staatsverbindung sich mit der natürlichen Religion begnügen können, und nur immer da hat sich der größte Nutzen der Religion gezeigt, wo diese als die allein geltende und allein seligmachende erklärt wurde. Alsdann traten der Eid und alle bindenden Formeln, durch die man die Masse zügelt, in ihre volle Wirksamkeit. Um bei dem vorliegenden Fall zu bleiben, so wäre

es eine geringfügige Sache, ob der alte Mann, der ohnedies keine Angehörigen hinterläßt, den Platz auf dem Kirchhof erhalten hätte oder nicht; das Ereigniß ist unbedeutend und wäre bald vergessen worden; indem ich aber kraft meines Amtes die Leiche öffentlich und mit Schmach von der geweihten Erde wegweise, erscheine ich vor dem Volke im Glanz eines Abgesandten einer höhern, geheimnißvollen Macht; und so zu erscheinen soll der Priester nie eine Gelegenheit vorbeigehen lassen. Wir müssen immerwährend die göttliche Sendung der Menge gegenwärtig halten. Ein Cultus, dessen Priester dies versäumen, bringt sich um alle seine Macht. Die katholische Kirche hat dies früh eingesehn, und kein irgend denkbare menschlicher Zustand ist ohne kirchliche Geleitschaft, Heiligung oder Verwünschung geblieben; der Mensch soll fühlen, daß er fortwährend gestützt, geleitet, liebend betrachtet, hoffnungsvoll getröstet, sichtlich gestärkt, ernstlich bedroht und niederschmetternd gezüchtigt wird. Wie widersinnig, ja wie frevelhaft würde also diese für Alle und um Alles besorgte Kirche handeln, wenn sie selbst auftreten würde und sagen: Ich bin tolerant, ihr könnt mich nach eurem Gutdünken für eure einzige Retterin und Helferin halten oder nicht. Nein, sie muß vielmehr sagen: Wenn ihr mir nicht vertrauet, nicht glaubet, so seid ihr verloren, denn ich allein rette und helfe."

„Die protestantischen Priester," nahm Paul das Wort, „haben diese Wirkung der äußern Erscheinung in viel geringerem Grade."

„Weil sie sich willentlich und mit wenig Klugheit eines großen Theils der kirchlichen Würde entäußert haben. Die Religion ist keine Lehre für Engel, sie ist eine Lehre für Menschen, von denen ein ganzes Drittel fast ungezähmte Bestien sind, zügellos in ihren Leidenschaften, ungezähmt in ihrem Dünkel. Eine Religion, die wirklich Nutzen bringen und zur Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft dienen soll — und zu diesem Zweck wird sie uns von Gott gegeben — muß Ketten und Geißel mitbringen. Es ist unnütz, einer schlaffen Weichlichkeit fröhnend, diesen Satz bestreiten zu wollen, und die Humanität, die den Verbrecher liebkost und den Irrenden durch schwaches Sin- und Herdeuten zum Verderben leitet, ist überall für die Gesellschaft ein Fluch, und in unsern Tagen ein doppelter.“

„Diese maßlose Strenge würde jedoch die Zeiten der Inquisition wieder zurückführen.“

„Und warum sollen diese nicht zurückgeführt werden? Wenn es gilt, gegen dieselben Uebel zu kämpfen, so werden nothwendig dieselben Mittel auch wieder angewendet werden müssen. Um die Gesellschaft zu retten, müssen Tausende meinet halben eines qualvollen Todes sterben; um den socialen Contract in Ansehen zu erhalten, müssen die, die willentlich und mit unausrottbarer Bosheit ihn zu zerreißen oder morsch zu machen trachten, auf jede mögliche Weise bei Seite geschafft werden. Zum Glück aber sind die Uebel nicht vorhanden, gegen die damals so strenge Mittel angewendet wurden; unsre

Zeiten sind nicht die der Inquisition, aber keine Zeit giebt es, wo die Kirche ihr furchtbares Strafrichter=Amt niederlegen darf und kann."

"Kehren wir," rief Paul, "zu den protestantischen Priestern zurück und erörtern wir, weshalb ihre Herrschaft auf die Menge eine nicht so unbedingte und auffällige ist, trotz dessen daß sehr oft sich eine würdigere Persönlichkeit mit dem unscheinbaren Priesterrock umkleidet."

"Die protestantischen Priester," entgegnete Gotthard, "haben durch die Trennung von Rom und vom Kirchenoberhaupte sich mehr der weltlichen Macht untergeordnet und erscheinen mehr als Diener des Staates als der Kirche. Es ist aber ein Grundgesetz der römisch=katholischen Kirche, daß sie eine isolirte, von der weltlichen Macht so viel wie möglich gänzlich unabhängige Stellung einnehme. Der Priester, der der Gerichtsbarkeit eines weltlichen Gerichts verfällt, hört auf ein Priester zu sein, das heißt ein Wesen, das sich rühmt, durch unmittelbare göttliche Weihe auf seinen Posten gestellt zu sein. Sehr frühe sahen dies die klugen Priester Rom's ein. Jeder Stand im Staat, von der weltlichen Macht eingesetzt und bestätigt, konnte von dieser auch bekriegt, gerichtet und nach Umständen ganz aufgehoben werden. Gegen die Priester vermochten die Könige Nichts, denn die Macht der Priester stammt nicht von den Königen. Auch Rom, der Sitz der Statthalter Christi, war würdig und passend gewählt; durch alle Jahrhunderte stand nie der päpstliche Stuhl auf dem Ge-

biet eines weltlichen Fürsten. Diesen Vortheil eines isolirten Oberhaupt's, eines Schutzherrn gegen weltliche Machtangriffe haben die Protestanten ebenfalls aufgegeben. Wenn es demnach zum Streit kommt zwischen Fürsten und Volk, so kann die protestantische Kirche ihrer Natur nach nur von äußern geringem Nutzen sein: sie wird weder von dem einen noch dem andern Theile als kompetenter Schiedsrichter und als eine über dem Streit stehende Macht angesehen werden."

„Die katholische Kirche," rief Paul, „hat aber nie Revolutionen verhindern können."

„Vielleicht kann dies auch keine Religion der Welt," entgegnete Gotthard, „die katholische Kirche aber hat in dem langen Lauf ihrer Wirksamkeit, in der Weltklugheit ihrer Pläne und Anordnungen eine Menge Mittel in der Hand, nach Außen hin zu wirken; Mittel, die nie ihre Macht verlieren, wenn sie recht und zu rechter Zeit angewendet werden. Die protestantische Kirche als ein viel jüngeres Institut hat diese Mittel in ihrem Schooße entweder noch nicht ausbilden können, oder sie vermag überhaupt, ihrem innern Wesen nach, nichts Bindendes und allgemein Wirksames aufzustellen. Der letzte Wille der Macht, sei diese in wessen Händen sie wolle, wird auch immer der ihrige sein, während es ein in der Ueberzeugung jedes ächten Katholiken wurzelnder erhebender und großer Gedanke ist, daß, wenn auch bis dicht an die Thore Rom's die ganze Welt von Rom abfielen, dennoch der

Fels Petri in seiner unerschütterlichen Macht dastehen würde. Ein Weltgedanke wie der des Katholicismus geht nur mit der Welt selbst unter.“

Paul blickte den jungen Priester an und freute sich der begeisterten Flamme, die aus dessen Blicken sprühte. Gott-
hard fuhr fort: „Ich habe von den Mitteln gesprochen, die die
katholische Kirche hat und übt, die Völker an ihre Fürsten,
die Fürsten an ihre Völker zu binden. Wir wollen zum Behuf
des Letztern nur eines dieser Mittel nennen: die Fürbitte.
Wird ein Fürst diese jemals entbehren wollen? Wird er nicht
vermeiden tyrannisch und ungerecht zu regieren, lediglich schon
daraus, um die Fürbitte dieser Hunderttausende von Seelen,
deren Geschick an das seine geknüpft ist, nicht zu verlieren?
Man denke sich diesen starken religiösen Hebel, der hier in
Bewegung gesetzt ist! Dabei welch ein tiefer Blick in das mensch-
liche Herz! Welch ein rührendes und doch dabei so großartiges
Motiv des Fürsten- und Völkerglücks! Einige dieser Mittel
sind vor dem rechtlichen Bewußtsein des einzelnen Menschen
durchaus verwerfungswerth, aber sie gehören zum Ganzen der
politischen Wirksamkeit der Kirche und müssen als solche be-
trachtet werden. Wir dürfen nie aus den Augen lassen, daß
wir ein durch Gottes Weisheit und Güte hervorgerufenes und
geleitetes Institut menschlicher Klugheit vor uns haben, ein
Institut, dessen Zweck ist, die Ordnung und die Wohlfahrt der
menschlichen Gesellschaft zu begründen, sicherlich der höchste
Zweck einer geoffenbarten Religion. Von diesem Standpunkt

aus betrachtet, bildet sich Vieles, was der grübelnden Weisheit des Philosophen thöricht, der vereinzeltten Wahrheitsliebe des Forschers kleinlich, dem Menschenfreunde, der nur das Nächste und Kleinste vor Augen hat, schädlich erscheint, als eine große und wichtige Wahrheit aus. Wir wollen nur, um diesen Ausspruch näher zu begründen, das von den Protestanten so gehässig dargestellte Institut der Beichte nehmen. Welch ein wirksames Mittel giebt es dem Staat in die Hand, sich über den moralischen Zustand seiner Bürger in Kenntniß zu setzen! Die Regierung, die dieses Mittels entbehrt, wird ewig im Dunkel darüber sein, wie weit sie mit ihren Strafen, Gesetzen und Verordnungen zu gehen habe. Dieser Höhemesser der Sittlichkeit muß einem menschenliebenden und menschenbeobachtenden Staatsoberhaupte von der größten Wichtigkeit sein. Die Gesetze erhalten ihrerseits dadurch eine stillesse Akklimatisation, eine mit der örtlichen und moralischen Organisation jedes Landes vereinbarte Gestaltung, wodurch allein sie ihre kalte und unergiebige Natur als bloße Begriffe und allgemeine Schemata verlieren. Die protestantische Rechtspflege, wenn sie mit Einsicht und höherem Ermessen geübt wird, kommt allerdings zu ähnlichen Resultaten, allein sie nimmt ihre Erfolge nicht so unmittelbar von dem Boden, worauf sie wachsen, von der Seele selbst. Das Geständniß, das ein weltliches Gericht aufgreift, ist kalt, starr und todt gegen das, welches in das Ohr des Beichtvaters während der Seelenerweichung und religiösen Zerknirschung des Beichtenden übergeht. Manche

verderbliche Richtung kann, lange bevor sie zur That sich gestaltet, abgeleitet oder unschädlich gemacht werden."

"Lassen Sie uns jetzt," rief Paul, „da das Gespräch sich nun einmal hierher gewendet hat, von einer möglichen Vereinigung der protestantischen Kirche mit der katholischen sprechen. Sollten einer solchen für alle Zeiten unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen?"

"Das heutige politische System der Staaten scheint einer solchen Vereinigung durchaus entgegen," erwiderte Gotthard.

"Also lediglich die Politik!" rief Paul. „Sollten nicht vielmehr die rein kirchlichen Glaubensartikel das erste und größte Hinderniß abgeben?"

"In unserer Zeit nicht," entgegnete Gotthard. „Der Dogmeneifer in unsern Tagen wird nie zu einer solchen Gewalt und Macht anwachsen, daß er die politische Wichtigkeit einer Kirchenform bei Seite zu setzen im Stande wäre. Die Gesellschaft und ihre bürgerliche Wohlfahrt ist entschieden in jedem Streite, den wir heutzutage führen, die Hauptsache. Aber grade von diesem Punkt aus kann, wie ich bisher bewiesen zu haben glaube, die ältere, die katholische Kirche gesetzgebend auftreten. Eine so rein praktische Zeit wie die unsrige darf und wird nicht verkennen, welche Macht in der Einigung und welche Unmacht in dem hundertfach, ja tausendfach gespaltenen Schisma ruht. Der Protestant, der da wünscht, daß seine Kirche für die Masse bindend sei, muß auch wünschen, daß sie sich bis auf einen gewissen Grad hin der katholischen wieder

nähere, und die einzelnen trennenden Dogmen, die dem des Weltgeschicks unkundigen gelehrten Theologen ein Stein des ewigen Anstoßes sind, werden für ihn als sehr leicht zu beseitigende Hindernisse erscheinen, wenn man nur stets den einen, großen Zweck im Auge behält. Und in der That, gehen wir einmal diese Glaubenslehren flüchtig durch und betrachten wir sie, mit Ehrfurcht aber ohne Vorurtheil, so finden wir, daß es zum Theil Streitfragen ohne große Wichtigkeit sind, zum Theil, wenn auch wichtige, doch nicht ganz und für immer unvereinbare Glaubenssätze. Nur müßten die Protestanten bedenken, daß, wenn sie mit der römischen Kirche in Verhandlungen treten, sie es mit einem System der höchsten und durchgebildeten weltlichen Klugheit zu thun haben, und nicht Zugeständnisse erwarten, die diese Klugheit in eine Thorheit verwandeln würden."

"Einige Glaubensartikel," rief Paul, „werden die Protestanten schwerlich von uns annehmen, dies sind die über den Eölibat, über das Klostergelübde, die Ohrenbeichte und das Begefeuer, wenn sie sich auch mit uns über die Zahl der Sacramente, über Taufe und Anwendung des Kelchs beim Abendmahl, über die Verdienstlichkeit der guten Werke und die Fürbitte der Heiligen verständigen."

"In den obigen Artikeln," sagte Gotthard, „würde dann unsere Kirche Zugeständnisse zu machen haben."

"Wie, unsre unfehlbare Kirche?"

"Völlig unbeschadet ihrer Unfehlbarkeit. Ebenowenig wie

die anfängliche Annahme, die Sonne gehe um die Erde, und die spätere, die Sonne stehe still, gegen die Unfehlbarkeit der Kirche anstößt. Die Kirche redet anders zu Kindern wie zu Männern, der heilige Geist ist im fortwährenden Ausströmen über die Kirche durch alle Zeiten hin begriffen, und in dem Maße, wie sich die Ideen mehr entwickeln, kann er auch der Menschheit auf jede Stufe, die sie ersteigt, hinfolgen, sie immer heller erleuchten. Der Eölibat ist eine Glaubenssagung, die die Kirche nicht aufgeben kann, ohne ihrer politischen Basis eine der Hauptstützen zu entziehen. Die Ehe und die Familie sind ihrer Natur nach dem Staate und dessen Vortheilen und dessen Wachsthum hingeneigt; der verheirathete Priester gehört andern Interessen an, nicht blos der Kirche. Kommt es zum Streite, so wird er die Kirche verrathen und dem Staat, dem Ernährer seiner Kinder, folgen. Zudem, wie mancher Besitz der Kirche würde schon längst wie die weltlichen Herrschaften vererbt und verschlungen sein, wie manches Leben der Kirche bis zur Unkenntlichkeit mit weltlichen Erbgütern vermischt sein. Diese und noch viele andere, die sich aufzählen lassen, sind politische Gründe; wie viele giebt es aber noch, die als geistige und in der Natur des Menschen begründet für Aufrechthaltung des Eölibats sprechen. Der einsame Priester, an keine Familie gebunden, an keine der unzähligen rein irdischen und manchesmal sehr niedrigen Sorgen gekettet, beschaut in göttlicher Stille das heilige Mysterium und giebt dem im Staube kriechenden Mitbruder jene ewigen symbolischen Deu-

tungen, die eine Welt jenseits der Sterne mit unsrer niedern Sphäre vereinigen. Es ist nicht damit gesagt, daß der Priester, eines Weibes Mann, nicht auch fromm und erleuchtet sein kann; allein er ist es, wenn er es versteht, sich von jenen Fesseln, die ihn abwärts ziehen, los zu machen; und wie Wenige verstehen das! Der Priesterstand soll ein heiliger sein, er soll nach dem Willen der Kirche der Menge als ein heiliger Stand erscheinen; da aber Menschen, nicht Engel, Priester werden, so war vorauszusehen, daß sehr bald die von der göttlichen Klugheit der Kirche angeordneten Maaßregeln, um diesen Stand mit einer Glorie zu umkleiden, durch allerlei irdische Beziehungen mit dem Staat in ihrer Wirksamkeit geschwächt würden. Sie mußte also den Priester vollkommen isoliren. Hiermit war für die ungeheure Zahl schwacher, irdisch gestinnter und frivoler Priester, die ihre eigentliche Stellung und Würde nie zu begreifen im Stande waren, eine scharfe äußerliche Schranke gezogen. Für den wahren Priester in dem heiligsten und höchsten Wortverstande ist der Eölibat ein sich ganz von selbst verstehender Stand. Keiner der großen Erleuchter und Lehrer der Menschheit war eines Weibes Mann in dem gemeinen Sinne wie die Welt es nimmt. Aber hiervon kann hier nicht die Rede sein; es galt nur der Kirche, wie überall so auch hier, um ein Mittel, die Massen zu zügeln und die Ordnung und den Wohlstand der Gesellschaft zu gründen. Das Klostergeßübde anlangend, so könnte, um der Zeit ein Zugeständniß zu machen, eine Anzahl Jahre festgesetzt werden, nach deren

Verlauf es dem Eingeweihten frei stünde, entweder das Gelübde zu erneuern oder die Freiheit zu wählen. Die Ohrenbeichte, ist wie der Eölibat ein durch alle Jahrhunderte bewährtes und unberechenbar wirksames Mittel der Kircheneinigkeit und Kirchenmacht. Ich habe schon bemerkt, auf welche tiefgehende psychologische Motive diese anscheinend zwecklose und umständliche geistliche Forderung gegründet ist. Das Fegfeuer kann Rom nicht entbehren, denn es schafft ihm die ungeheueren Summen, die zur Bestreitung der Kosten der Aufrechterhaltung unzähliger kirchlicher Institute erfordert werden.“

„Die Politik der Staaten also,“ nahm Paul das Wort, „würde einer Wiedervereinigung der beiden Kirchen entgegenstehen.“

„Sagen wir lieber,“ rief Gotthard lebhaft, „die rein weltlichen Interessen der Gewalthaber. Die protestantischen Fürsten haben sich bei dem anfänglichen Bruch bereichert, aber die Vortheile, die sie in dem Zuwachs des Besitzes errungen, verschwinden ihnen fast unmerklich immer mehr unter den Händen. Sie haben in ihren Staaten die Völker frei gegeben, und diese wenden sich jetzt, von keinem innern Glaubensprincip gehalten, von keiner äußern Disciplin einer Kirche gezügelt, dem materiellen Besitz zu, und eine rapid anwachsende Bevölkerung bringt den Sturm und Andrang der genussüchtigen und entsittlichten Menge dicht vor der nur schwach verwahrten und geschützten Pforte des Heiligthums, in dem die uralten Verträge der menschlichen Gesellschaft versiegelt liegen. Die

protestantische Kirche wird nicht helfen können, sie ist in sich selbst schon Revolution; wenn also die gesellschaftliche Ordnung gesichert werden soll, so muß die volle rigorose Zucht der Kirche zu Hülfe gerufen werden, und Rom, zufolge des Systems seiner Klugheit, wird, wenn man nicht jetzt, wo man seine Gunst noch leicht erhalten mag, sie später, wo die äußerste Noth drängt, nur mit Bedingungen und unter demüthigenden Friedensartikeln gewähren.“

Die Wahrheit dieser Worte leuchtete Paul ein, denn er hatte während seiner Wanderung durch alle Gebiete der Gesellschaft, wie sie heutzutage besteht, diese grausenvoll anwachsende Anarchie dicht vor Augen gesehen. Aber er hatte den versunkenen Geist der Religion, diesen Geist, der sich am deutlichsten in den göttlichen Erscheinungen der Demuth und des Gehorsams offenbart, als ein Zeichen der innerlichen Zerstörung der Zeit betrachtet, er hatte nicht daran gedacht, daß diese Zerstörung zum großen Theile eine Folge der Vernachlässigung jener äußeren Kirchenzucht war. Die Kirche erschien ihm jetzt als das wahre und einzige Priesterthum Gottes, das zum Heil der Menschheit geschaffen, und am verderblichsten schien ihm jene sogenannte Geistes- und Glaubensfreiheit, die alle Stützen unterwühlt, alle Bande löst und zuletzt, wenn die Anarchie ausgebrochen ist, wenn der Krieg Aller gegen Alle wüthet, mit der Erklärung ihrer eignen Ohnmacht zusammenfällt.

Nachdem unser Freund sich mit Gotthard über den äußern

Bestand und über die Würde der Kirche besprochen, wünschte er auch dessen Ansichten zu hören, in wie weit er als Einzelswesen, als selbstständiger Denker und das ewige Heil suchender Mensch in ihr Befriedigung gefunden habe; aber der Befragte wich ihm aus. „Vielleicht findet sich zu derlei Bekenntnissen eine andere günstigere Stunde. Ich bin glücklich, daß ich jetzt, durch die göttliche Gnade erleuchtet, genau meine Pflicht nach Außen hin kenne, denn unsre Sorge für das Wohl unsrer Nebenmenschen geht der für das eigne Wohl vor. Erst bin ich Priester, dann Mensch.“

Viertes Capitel.

Ein Zwischencapitel. Das Testament einer Fürstin.

Unter einigen Büchern, die Paul nachträglich aus der Verlassenschaft der Unbekannten erhielt, fand er ein kleines, in schwarzer Seide gebundenes Heft, das eine Art Tagebuch zu sein schien. Es enthielt Skizzen kleiner landschaftlicher Partien in Tusche oder Bleistift, flüchtig, aber dabei mit einer anmuthigen Sicherheit und Bartheit ausgeführt; dann musika-

lische Fragmente, Compositionen, meistens über Beethoven'sche Motive, ganz zuletzt auf wenigen Blättern waren die aphoristischen Gedanken unter obigem Titel aufgezeichnet. Paul erkannte darin das feste, sichere, von Geist und Güte durchstrahlte Wesen seiner unvergeßlichen Freundin. Sein Herz empfand von Neuem die empfindlichsten Schmerzen um ihren Verlust, aber die Zuversicht, daß er in ihrem Sinne jetzt handle und wirke, daß er bei seinem jetzigen Lebensgange ihrer Beglückung würdiger sei als damals, wo sie sich ihm vertrauend angeschlossen, machte, daß dieses kummervolle Andenken einen großen Theil seiner Bitterkeit verlor. „Sie ist auch jetzt um mich!“ rief er in trunkenem Entzücken versunken, „ich fühle ihre Nähe an dem geistigen Hauch, der meine Seele erquickt, wenn große Gedanken, edle und schöne Vorsätze sie durchwallen.“ Mit einer Art fast religiöser Pietät sammelte er die fragmentarischen Bruchstücke und trug sie in ein Ganzes zusammen. Sie mögen hier ihren Platz finden.

Testament? Warum Testament? Weil unser Herz uns treibt, unsern Lieben Schätze zu hinterlassen; wo die materiellen fehlen — geistige; wo der Reichthum fehlt — die Weisheit; wo ein Königreich fehlt — einen Gedanken, eine Maxime — einen Spruch. So sind diese Sprüche entstanden, die ich meinen Standesgenossen übergebe. Glauben sie mein Vermächtniß entbehren zu können, desto besser für sie; ich

konnte die Freude nicht entbehren, irgend etwas zu verschenken, zu vergeben. Meine Voreltern verschenkten Provinzen und schufen sich Undankbare, ich will mir gerne Undankbare schaffen, wenn ich dafür die Ueberzeugung gewänne, daß meine Betrachtungen und Maximen den Werth von Provinzen haben.

Daß ihr — ich rede zu meinen Standesgenossen — das Ceremoniel aus der Welt verbannt habt, finde ich sehr unrecht gehandelt. Ein bürgerfreundlicher König ist eine politische Mißgeburt. Hoheit, Glanz, Zwang — unleidlicher, unaufhörlicher Zwang — muß den Thron umgeben. Glückliche Ehen sind der Tod der Fürstenwürde. Vollends ein Weib auf dem Throne, das ihren Mann vergöttert, ihn mit allem Skandal einer guten Ehe bewacht und eifersüchtig bedroht und, ihn zum Vater einer nicht endenden Kinderzahl machend, den Thron in eine Wochenstube verwandelt, si donec! Es giebt ein gewisses Glück, das, wenn es den, für den es nicht bestimmt ist, trifft, sich in ein Unglück verwandelt. So das Glück einer guten Ehe auf dem Throne. Die Fürsten können nicht Alles haben und noch weniger Alles brauchen, was sich im Privatleben vorfindet. Ihre einsame und hohe Stellung macht, daß gewisse Zustände und gesellschaftliche Formen ihnen immerdar unerreichbar bleiben. Man kann nicht breit als liebende Wöchnerin auf dem Throne sitzen und zugleich mit kaltem feinen Spott, mit dem scharfen Blicke tyrannischer Klugheit die Geschicke der Völker lenken; die Ehe und das Familienglück liebkost zu sehr den physischen Menschen, der

Fürst soll aber ewig moralisch wach sein; er hat eine solche ungeheure Anzahl Kinder, die Alle die Augen auf ihn richten, die täglich, stündlich die Hände bald bittend, bald drohend zu ihm aufheben, daß er die ungezognen Buben seiner eignen Kinderstube nicht auch noch zu bedenken haben kann. Und dann die bürgerliche Liebe und Zärtlichkeit — wie schlecht steht sie dem ehernen Antlitz eines Fürsten zu Gesichte! Das sind kleine, gemeine Züge von Glück, die der Marmor ver-
schmäh't, und ein Fürst soll immer so aussehen als säße er einem Portraittkünstler zu einem Standbilde. Es ist kein glücklicher Stand, der der Fürsten! Glaubt es nicht. Der Fürst steht zum Entsetzen einsam — aber so will es das Gesetz der Gesellschaft. Als Samuel — mit Verdruß, wie alle Priester, die selbst gern die Krone trügen — ausging, einen König zu suchen, so wählte er nicht einen jener kleinen kanaanitischen Hirten mit einem fetten Weibe und einer nombrosen Familie, er wählte den einsamen dunkelgelockten Jüngling, der um eines Kopfes Größe alles Volk überragte, und diesem wand der verdrießliche Priester das ominöse Diadem durch die Locken und goß das Salbfläschchen über ihn aus. Die Menge will Fürsten, zu denen sie mit Scheu emporsteht. Ein Fürst, der bereits durch die Hände aller seiner Unterthanen gegangen ist, wird auch bald unter deren Füße kommen. Nichts macht auf die Menge einen üblern Eindruck und fordert sie stärker zur Widerseßlichkeit und Empörung auf, als die familiästrende Güte eines Fürsten. Er muß immer wissen, daß er es mit

heimlich Uebelwollenden zu thun hat, die das Joch des Gehorsams nur mit Widerwillen tragen, er muß sich immer bewußt sein, daß Hunderttausende ihn heimlich verwünschen, während sie öffentlich für ihn beten. Die Natur des Menschen ist nicht anders, und die große, vielköpfige, troglige, verzagte und bössartige Masse, die man Volk nennt, wird nur durch Furcht, nie durch Liebe gezügelt. Die Bessern werden durch Achtung gezügelt, und unter den Bessern die Besten — durch Liebe! Aber o Himmel! wie klein ist die Zahl dieser Besten! Und der Fürst sollte alle seine Unterthanen so behandeln, wie er diese höchst kleine Zahl der Besten behandelt? Welch eine Thorheit! Die Güte der Fürsten ist ihr Stolz. Ein Fürst soll nicht ungerecht, nicht tyrannisch, nicht kleinlich und thöricht handeln, weil er vor sich selbst dann erröthen müßte. Dieser Stolz sei seine Güte; eine andere bedarf es gegen die Menge nicht. Und man glaube nur nicht, daß diese bürgerlichen Haushaltungen auf dem Throne den Stand der Fürsten in den Augen des Volkes heben. Im Gegentheil, es rechnet nach, wie viel es zahlen werden müsse, wenn wieder ein Prinz geboren wird, und dann — glaubt es an das unbeschreiblich süße Familienglück der Fürsten nicht; es lächelt ihm zu, wie es einer hübschen Scene im Schauspiel zulächelt, aber in seinem Sinne stehen die alten Helden und Herrscher, die keine guten Familienväter, ja manchesmal sogar sehr schlechte waren, aber dabei die Thäter imposanter Thaten, viel höher. Ihr werdet mir entgegenrufen: Aber wir leben jetzt tugend-

haft! Wir geben der Menge ein nachahmungswerthes Beispiel! O ich danke euch dafür! Wer kann wohl so glühend wie ich die Süßigkeit der Triumphe fühlen, die ein geläutert moralischer Sinn feiert — aber dennoch! ich möchte euch lieber ohne Weib als — ohne Macht sehen — lieber an der Hand der Größe als an der Hand der Moral — lieber als Vater eurer Unterthanen, als — eurer Kinder! — Versteht mich recht! Nicht die alten Laster und Schwächen will ich wieder auf den Thron führen, nur die alte Energie, das Bewußtsein eurer Stellung, die ganze traurige Höhe eures Standes, der zur Härte, Kälte zwingende Trieb der Gerechtigkeit, der euch beseelen muß, wenn es euch gelingen soll, das, wozu ihr da seid, zu leisten, nemlich die Bande der Gesellschaft straff anzuziehen, um dem socialen Contract seine Festigkeit und Würde zu geben. Glaubt ihr das leisten zu können durch jene bürgerlichen Tugenden, die, auf den Thron erhoben, fast zu socialen Lasten sich gestalten? Denn ein an sich gutes Mittel, das aber einen schlimmen Zweck befördern hilft, ist um vieles schlimmer als ein böses Mittel, das einen guten Zweck fördert. Ich will euch ein Mittel zum Vergleich vorschlagen. Seid immerhin glücklich: haltet für eure kleinen Vergnügungen keine genialen Talente, keine Virtuosen sinnlicher Poesie! Laßt den kleinen Fuß einer Silphide euer Parket nicht betreten, nicht den Triller einer schönen Opersängerin die keusche Stille eures Arbeitszimmers unterbrechen; haltet keine Dichter, keine Künstler an euren

Höfen, geht auf gut Puritanisch in eure Kinderstube, wenn euch die Zärtlichkeit überfällt; laßt euren ältesten Buben auf dem Knie reiten, während die Seifenblasen des jüngsten auf eurer Nasenspitze zerplagen unter schallendem Gelächter eurer übrigen Prinzen und Prinzessinnen; klopft wie ein bescheidener Bürger an die Schlafkammer eurer ehelichen Dame — kurz, betragt euch ganz so wie ein Hirte Kanaa's, oder besser gesagt, wie der Gevatter Seifensieder in der Straße St. Antoine — nur thut dieses gottgefällige Werk im Geheimen! Geht nicht mit Weib und Kind auf den Balkon, um euer Vaterglück dem versammelten Volke zu zeigen! Glaubt mir, das ist eine äußerst übel angebrachte Popularität. Nur die sentimentalen Schwäger unsrer Zeit haben euch dies als Größe vorgespiegelt. Eure Größe ist, daß ihr Tag und Nacht an eurem Posten seid —, wenn im Staat Feuer ausbricht. Wenn ihr aber einmal fühlt, daß ihr dem Volke die Hände drücken müßt — dann thut es, ohne vorher Handschuhe anzuziehen. In einem solchen Moment — er kommt vielleicht nur einmal vor in eurem Leben — müßt ihr auch ganz und ohne allen Rückhalt dem Volke angehören. Glaubt mir, ein Fürst, der, wie Friedrich der Große, eine Nacht auf dem durchnässten Heu unter freiem Himmel mit dem Troß seiner gemeinen Krieger zusammenliegt, wirkt mehr als der behandschuhete, Händedrücke austheilende, volksfreundliche Fürst; und auf die Wirkung auf die Menge kommt es hier allein nur an. —

Die Feste und festlichen Aufzüge, die Feierlichkeiten und die Volksvergnügungen sollten neu eingeführt und zwar in großer Zahl angeordnet werden. Das Volk will bunten Puz, Geräusch, Leben. Es will staunen, sich freuen, sich zerstreuen. Der kostbare Luxus des Denkens, den man ihm jetzt bietet, ist Nichts für ihn; es wird verstoßt, hypochondrisch und zuletzt bössartig.

Fesselt wieder die Talente an eure Höfe! Lasset der Menge nicht den Stolz, daß sie besser bezahle als ihr. Kauft um jeden Preis den Glanz, den ihr so sehr nöthig habt.

Nun ein Wort der innigsten Bitte; ein Wort, das ich euch, meinen Standesgenossen, ans Herz lege: gebt, so viel an euch liegt, die Welt nicht den Advokaten und den Wucherern preis! Ich fasse unter dem Ausdruck „Advokaten“ jene wühlerische Partei, die an jede sociale und heilige Institution, sie mag Namen tragen, welchen sie will, ihre Hand anlegt. Es ist entsetzlich, wie viel Grund und Boden diese Partei gewonnen hat und wie sie rapid vorwärts schreitet. Anfangs hub sie damit an, die Pflichten des Unterthanen gegen seinen Fürsten in Frage zu stellen, dann einen Schritt weiter, des Bürgers gegen die Gesetze, endlich des Menschen und Bürgers gegen jede göttliche und irdische Ordnung. Nun wird sie bald am Ziel sein. Jedes Band wird gelockert, jedes Verhältniß

schwankend, jede Pflicht zweideutig, jede Gesetzgrundlage erschüttert sein. Und überall dieselbe wüthlerische, spionirende, im Geheimen unterminirende Thätigkeit! Die Religion mit ihrer strengen Forderung auf Demuth und Entsagung, Gehorsam und Unterordnung tritt zurück und der hoffährtige, gewinn-süchtige, Alles in Zweifel setzende, hier kriechende, dort hoch-müthig drohende politische Sectengeist dringt vor. Schon sind sehr edle Kräfte ihm zum Opfer gefallen. Von Hunger und Neid geplagt, kommt dieser peinigende und quälende Geist von den Dachkammern herab gestiegen, um unter dem Vorwand, die Menschheit vom Joche der Despotie und alter Vorurtheile zu retten, ihre kostbarsten Besitzthümer anzutasten und ihre materiellen Güter sich anzueignen. Dieser Geist nimmt die Maske der Humanität, der Gerechtigkeitsliebe, der aufopferndsten Menschenliebe und der glühenden Begeisterung für die Rechte der unterdrückten Volksklassen an. Glaubt ihm nicht! Wenn es ihm gelungen sein wird, die ihm im Wege liegenden Institutionen zu zerstören, die Gewissensbände, auf die der Staat sein moralisches Bewußtsein gründet, zu lösen, so wird er seine schmutzige Natur zeigen und offen seinen Raub einstecken. Gebt diesem bössartigen und in selbstischen Forderungen unersättlichen Dämon an euren Höfen keinen Platz. Laßt euch nicht von Ministern umgeben, die die Pulsschläge der Herzen eures Volkes und des eurigen zum Gegenstand einer großartigen Advokatenpraxis machen; die, jede höhere Bedeutung von Staat und Kirche verkennend, die großen Interessen

beider zum Spielball dialektischer und sophistischer Künste machen. Denkt an die Größe jener Männer der alten Zeit, an jene Fürstenberather, die würdig und edel euch dienten, nicht weil ihr Fürsten, sondern weil ihr Väter des Volkes waret. Die Advokaten=Minister von heute kümmern sich wahrlich nicht um das Beste der Nationen, deren Rechte sie fortwährend zu vertreten sich die Miene geben. Ein Triumph ihrer selbstischen kleinen Künste, ein Sieg in den Kammern ist ihnen das Erste und Einzige, was sie erstreben. Nie gab es einen eitleren und gefährlicheren Geist, als den kühner und mächtiger Rabulisten. Die Redlichkeit des einfachen schlichten Mannes, die Tugend des Bürgers, die innige Gläubigkeit des wahren Religiösen sind ihnen ein Spott. Eben so gefährlich als dieser Dämon, obgleich noch niedrer und gemeiner, ist der Buehergeist unseres Jahrhunderts. Auch er rüttelt an den Grundvesten unseres Gesellschaftsgebäudes und dringt — o daß ich's sagen muß! — in die unmittelbarste Nähe der Höfe. Was jener wühlerischen Advokaten=Geist zu zerstören begann, vollendet die Börsenspeculation der Höfe. Wie kann und mag das Volk, das immer kindliche Pietät im Herzen bewahrt, an die höhere Mission seiner Führer und Lenker glauben, wenn es sie so tief verstrickt sieht in die materiellsten Bestrebungen, gebunden an die Schwankungen des Papier=Buehers. O meine Stimme ist nur die schwache Stimme einer Frau, aber sie wird stark, voll und tönend, da sie die Grundsätze der Ehre verkündet. Soll denn nun Alles käuflich werden? Soll die prachtvolle

Halle unsrer Königsburgen, diese den Völkern ehrwürdige Stätte, auch entweiht werden durch die Wechslertische, die jetzt an jedem Wege, an jedem Hause, in jeder entweihten Kirche, im Sterbehause wie im Hochzeitssaal stehen? O nein, nein! Wenn man in euch, ihr Fürsten, dereinst Nichts mehr sehen wird als reiche Männer — wehe euch dann! Alle Schätze der Welt können euch die fromme Dankesthräne nicht erkaufen, die euch floß, als ihr arm waret und dennoch erwählte und zwar von Gott erwählte Könige, mit Liebe und Gerechtigkeit die Euren umfassend. Denkt, wenn das ehrerbietige aber scheue Kind des Volks von fern den Eingang eures Palastes beobachtet und über die marmorne Schwelle einen jener gehaftten Männer schreiten sieht, jener fetten, von Wucher gemästeten Gestalten, in deren Zügen der gemeine Hohn und die schamlose Geldgier sich eingegraben haben, mit dem Portefeuille unterm Arm, in welchem die Marken jenes durch keine Arbeit, durch kein Verdienst erkünstelten Reichthums liegen? Denkt, wenn man diese betitelten geadelten Wucherer zu euch einschreiten sieht — dann ist Manches im Herzen eures Volkes für euch verloren, was ihr erhalten sollt; was, wenn es sein muß, ihr mit den größten Opfern erhalten sollt. — Der Advokaten- und Wucher-Geist zusammen sind genügend Alles zu zerstören, was Religion und eine gesunde ächte Politik aufzubauen im Stande sind. Unsre Zeit wird nur zu wählen haben, ob sie, wenn auch durch die gewaltsamsten Mittel, jenem Geiste Schranken setzen oder die Auflösung aller gesellschaftlichen

Formen herbeigeführt sehen will. So wie die Gesellschaft jetzt besteht, kann sie diese fortgesetzten feindlichen Angriffe auf ihre edelsten Theile nicht länger dulden.

Verbannt den Geist mürrischer Tugend von eueren Höfen, denn er nützt Nichts und macht nur euch und Andern Langesweile. Glaubt nicht, daß das Volk, weil es euch immer einsam und verdrießlich sieht, euch auch für tugendhaft hält; es glaubt, daß ihr euch im Geheimen schadlos haltet, wenn ihr öffentlich die Prüden und Tugendmartyrer spielt — oder es glaubt, was noch schlimmer ist — daß ihr die Anstandsrollen übernehmet — aus Furcht. Jedenfalls geht euch der Preis eurerer Bemühungen verloren, und welcher Bemühungen! Ein Galeerensklave kann oft nicht übler daran sein, wenn es darauf ankommt die Kette zu schleppen, als ihr. Das Lächeln, die Grazie, das heitre Intriguenspiel ist verbannt, und doch — worin sucht ihr die Seele eurerer Gesellschaften, wenn nicht in dem anmuthigen Muthwillen, der in vornehmer Höhe das lebendigste Spiel der Kräfte wach ruft? Man kommt nur bei euch zusammen, um zu gähnen und ernsthafte Gesichter zu machen! Dum's Himmels Willen, darum lebt man nicht! Ihr nennt das Tugend! Ich bitte euch um aller Welt Schätze, verlästert nicht also die Tugend. Wie schlimm für die Tugend, die heutzutage jung ist an den Höfen! Welch ein trostloses Geschleppe, welche Anstandsziererei! Wie geht Alles ernsthaft und mit zum Ohnmächtigwerden steifer Monotonie her, und

ihr denkt euch ungezwungen und natürlich zu bewegen. Ihr seid Puppen, hölzerner und steifer als jene der alten Höfe, die ihr so sehr verlacht; nur seid ihr Puppen, die statt der gelenkten Bewegungen ungelenke haben, statt der Grazie steife Manier zeigen. Möchte nur ein Hof entstehen, der die frivolsten Formen wieder annimmt, wo man tanzt, scherzt, liebt, lacht — Alles recht bunt durch einander. Wie man erstaunen wird, daß das Alles jetzt noch möglich ist und — was noch mehr zum Erstaunen reizt — daß es sehr wohl mit der Tugend bestehen kann. Seht nur, ich beschwöre euch — die Schönheit und das Talent an — welch einen Platz weist man diesen lichten Geistern zu unsern Zeiten an den Höfen an? O zum Erbarmen. Beide stehen im Schatten. Und wie wußten die alten Höfe diese mächtigen Glanz- und Freudenspender zu nutzen. Freilich — das kostete Geld — aber ihr sollt auch das Geld nicht sparen, wenn es gilt, eure Regentensitze glänzend und der Menge imposant zu machen. Dies Klappern gehört zum Königshandwerk. Gesezt, ihr wäret taub und hörtet keinen Ton, ihr wäret blind und sähet keine Farbe, so müßt ihr doch die Enthusiasten für Musik und Malerei spielen, denn es ist besser, daß ihr durch euer Beispiel ein paar Tausend Kunstdilettanten unter euren Unterthanen ausbildet als nur ein Duzend gute Bucherer. Ihr sammelt ein großes Privatvermögen, sagt ihr, — gut: aber wem nützt das? Dürst ihr sparsam leben? Dürst ihr nach dem gewöhnlichen Sinne gute Wirthse sein? Nein. Ihr müßt Alles, was an und

um euch ist, von dem brillantnen Ringe am Finger bis zu dem Einkommen einer Provinz, zum öffentlichen Besten verwenden. Es muß euch Nichts zu werthvoll und Nichts zu gering erscheinen, wenn es dienen kann, den Glanz und die Macht eurer Stellung gehörigen Orts zu unterstützen. Die Tugend in eurem Dictionair ist synonym mit Sieg, das Laster mit Verdunkelung und Uebersehenwerden. Das Schlimmste, das euch geschehen kann, ist, daß die Menge anderswohin ihre Blicke wendet, nicht mehr auf euch, und die Menge ist ein Kind, sie wird durch bligende Säckelchen immerdar in Aufmerksamkeit gehalten. Dies bedenkt. — Ihr werdet mir den Einwurf machen, daß anerkannt große Regenten sparsam in ihrem Hofhalt lebten, so Friedrich der Große. Es ist wahr, aber er war Verschwender in anderer Art; er verschwendete Menschenkräfte, er opferte Tausende, um die Blicke der Welt auf sich und seinen Thron zu lenken. Das Material, in welchem die Größe arbeitend sich offenbart, wird immer von der Menschheit willig her gegeben, sie weiß, irgendwie und irgendwo laufen ihr Capital und Zinsen wieder zu. Weshalb sonst hätte man das Recht, die Moral zu verspotten, wenn sie überall den gleichen Maasstab anlegt? Wenn Könige und Karrenschieber auf gleiche Weise zur Tugend gelangten, so gliche die Weltgeschichte einer Kinderfibel, zum Gebrauch eines Blödsinnigen eingerichtet, oder, was dasselbe sagen will, einer Rousseau'schen Musterrepublik.

Fünftes Capitel.

Grundsätze eines Mannes, der das „Recht“, aber auch seine „Rechte“ liebt. Discussionen etwas weitläufiger Art.

Paul war höchlich erfreut, an Gotthard den Mann gefunden zu haben, der zu dem Werke, das er begründen wollte, die Hand bot und völlig befähigt war, in den Grundsätzen zu wirken und das neue Gebäude zu erbauen, wie unser Freund es beabsichtigte. Gotthard hatte sich seine Religion „errungen“, wie Paul sich seinen Adel errungen hatte, nemlich Beide wandelten durch inneres Erleben und Durchdenken das ihnen zufällig hingeebene Geschenk in ein wohlervorbenes Besitzthum, dessen ganzen Werth, eben weil man es durch Anstrengung erlangt, man in seiner ganzen Fülle zu schätzen weiß. Paul war zur Erkenntniß der heutigen Stellung des Adels im Verband der Staatsgesellschaft gelangt, indem er ohne Studium sich seinem wilden aber nicht unedlen Naturel überlassend, in die Verwirrung und Zerrwürfnisse der Zeit sich stürzte. Jetzt trat er klar und beruhigt hervor, und eine feste Lebensansicht, ein sicheres Bewußtsein, was er zu thun und zu fordern habe, war die Folge dieser Entdeckungsfahrten; Gotthard, einen andern Weg einschlagend, durch den Wust der Gelehrsamkeit, der Skepsis unserer Tage sich durchschlagend, hatte ebenfalls

sich den freien Blick und die starke Willensmeinung erworben, die in den Tagen schrankenloser weichlicher Genußsucht und egoistischer Willkür die höchste Würde des Mannes ausmachen. Beide junge Männer, der junge Priester und der junge Edelmann, fühlten, daß Einer den Andern in der ihnen zugeheilten Wirksamkeit zu ergänzen und zu vervollkommen berufen sei, und die Freundschaft, die sie im Bewußtsein dieses moralischen Bandes in ihrem Geiste und Herzen keimen fühlten, gewann bald eine starke und bleibende Kraft. Paul behielt sich nur vor, Gotthard über einige Sätze des innern Christenthums — denn bis jetzt hatten sie nur fast ausschließlich über das Aeußere und Positive gesprochen — zu befragen. Hierzu mußte sich jedoch die Gelegenheit ungezwungen und gleichsam wie im Drang einer freundschaftlichen Herzensergießung ergeben; denn Gotthard war, wie in seinem ganzen Wesen verschlossen und herb, besonders hier scheu und zurückweichend. Paul's Herzlichkeit, sein offner Sinn und seine natürliche Gutmüthigkeit übten den wohlthätigsten Einfluß auf das Gemüth seines Freundes, und so mußte denn von dem zwanglosen Zusammenleben erwartet werden, was einer isolirt stehenden und dringend auffordernden Frage hervorzurufen nicht gelingen konnte. Mittlerweile hatte Paul vollauf zu thun, nach andern Seiten hin seine kleine Herrschaft nach seinem Sinn neu zu reformiren. Hermance war ihm hierbei von großer Hülfe. Sie folgte ihm überall, und die zarte Salondame hatte sich in eine zierliche, immer thätige, unermüdliche westphälische

Hausfrau verwandelt, einfach in ihrer Erscheinung, mit klarem Blicke und herzlichem Mitgefühl überall Auge, Hand und Sinn habend. Man sah das junge Paar oft in der Frühe der ersten Morgenstunden die kleinen Pfade zwischen Wald und Wiesen dahin eilen; sie im Strohhut, ein Körbchen Früchte am Arm, er in der kurzen Jägerjacke, den Wanderstab in der Hand, Beide zärtliche und heitere Blicke wechselnd und Beide glücklich sich fühlend, indem ihre gesunde Brust in vollen Zügen den frischen Dufte der Waldestühle einsog. Abends saßen sie bei der vertraulichen Lampe beisammen und arbeiteten jene neuen Gemeindevorschriften aus, die Paul einzuführen beabsichtigte. Eine sehr nothwendige Person bei Feststellung der Punkte des neuen Entwurfs war der Amtmann, dessen praktischen Sinn und dessen lang erprobte Erfahrungen Paul immer mehr kennen und schätzen lernte. Der alte etwas grämliche Mann wurde gleichsam wieder jung, als er sah, daß man ihn brauchte und daß sein Wissen und seine Erfahrung endlich einmal zum Nutzen des allgemeinen Besten verwendet werden sollten. Zu Zeiten des Legationsraths hatte Schaub, so hieß der Ehrenmann, in einem immerwährenden Zwiespalt mit der Gutsherrschaft gelebt: er hatte endlich wohl gehorchen und nachgeben müssen, aber sein Charakter hatte dabei gelitten; er schwieg zuletzt, that nur das Nothdürftige seiner Pflicht und ließ die Dinge gehen wie sie gehen wollten. Wie Paul seine Neuerungen und phantastischen Pläne angab, war der alte Schaub wieder auf eine neue schweigsame und unwillige Rolle gefaßt;

aber zu seiner eigenen Verwunderung lag in dem wilden und kühnen Vordringen des Jünglings Etwas, das dem alten Praktiker nicht mißfiel. Er sah lächelnd, aber nicht, wie er es bei dem alten Legationsrath gethan, erbittert und spottend, dem Treiben zu, und als Paul nun heimkehrte und erklärte, er wolle auf dem Gute bleiben und ganz und für immer bei den Seinen leben, war der alte Schaub gewonnen, und nun ging erst für den ehrlichen Biedermann ein Leben an, wie er's immer zu führen gewünscht hatte. Er kam nun mit dem ganzen Vorrath seines aufgespeicherten Wissens an den Tag, und Paul erstaunte, wenn er den Alten sprechen hörte, welch ein festes und sichres Gepräge die Zeit und ihr Bedürfniß diesem rohen aber gesunden Geiste aufgedrückt hatte. Mit Hülfe dieses Mannes, recht eigentlich „eines Mannes aus dem Volke“, und mit Hülfe der trefflichen, des Landes alte Rechte und ihren Ursprung nachweisenden Schriften brachte Paul es bald zu einer gediegenen Kenntniß seines Heimathlandes und besonders der Provinz, in der sein Besitzthum lag. Er besuchte in Gesellschaft Schaub's und manchesmal auch Gotthard's und Lindfried's die einzelnen „Höfe“ seines Besitzthums, und bei der Gelegenheit kamen jene alten Rechte und Gewahrsame zur Sprache, auf deren Grund und Boden sich die bürgerliche Gesellschaft, wie sie heute existirt, aufgebaut hat.

Westphalen ist ein Land, wo es dem Forscher noch möglich wird, die Urfanfänge der gesellschaftlichen Verträge mit einiger Sicherheit nachzuweisen. Will man auf die Principien zurück-

lehren, aus denen sich die natürlichen Rechte und Pflichten entwickelten, so wird dies immer in vollkommenem Maaße auf dem Boden eines großen geschlossenen Länderbezirks geschehen, wo die Spuren des einfachen Bildungsganges der Gesellschaft noch nicht so verwischt und von tausend sich kreuzenden Linien der Cultur so durchschnitten sind, wie es in den großen Städten, auf diesen Sammelplätzen der Aufregung und diesem Heerd der Revolutionen, der Fall ist. Vom Lande aus kamen die ersten Verträge und Gesetze, auf das Land hin weisen auch wieder diejenigen Begründer und Feststeller einer neuen Gesittung und Ordnung, die sich von der Ueberbildung und dem Gährungsstoff der überfüllten, mit jeglichem Element der Zerstörung und Widersetzlichkeit gefüllten Städte fern halten. Die Principienfragen, die in den Städten einer weitläufigen und durch alle Mittel des Eigennuzes, der Willkür, des Neids und jeder andern gehässigen Leidenschaft getrübt Discussion unterworfen sind, nehmen auf dem Lande, ihrem Mutterboden, den Charakter der Einfachheit und Würde an, indem sie, ohne gelehrtes Geschwätz der Schule, an die ersten und ursprünglichen Güter der Menschheit, an Ordnung, Freiheit und Gesetz, mahnen. Die rohe aber gesunde Natur ist zur Gesetzgeberin geschaffen, nicht die verkünstelte, verbildete, geschwächte. Paul empfand dies, als er jetzt auf seinem eigenen Grund und Boden stand und diesen in seiner historischen Bedeutsamkeit prüfte. Dieser Boden war, im Vergleich zu dem Länderbezirke um ihn her, nur eine dürstige Scholle Erde;

aber sie lehrte ihn, besser als die zusammengetragenen Folianten alter und neuer Staatskünstler und Sophisten, seine ursprüngliche Stellung, seine Rechte und Pflichten kennen. Er stand auf einem Boden, der von einem längst dahin gegangenen Geschlechte dem Meere abgerungen war, und dieses Geschlecht hatte von jenen Zeiten her, wo dieser Kampf mit dem Elemente stattfand, die Ordnung unter sich geschaffen. Dies war in Westphalen die erste Quelle der bürgerlichen Einrichtungen. In anderen Gegenden Deutschlands, ja des gesitteten Europa's war sie eine ähnliche; überall war der erste Besitz auch der erste Rechtsgrund für ein mächtiges Geschlecht. Wir wollen über diesen Gegenstand dem Leser, der sich schon gefallen lassen muß, in diesem Theile unsrer Geschichte sehr viel Gespräche und wenig Handlung zu finden, eine Unterredung zwischen Paul, Lindfried und dem Amtmann vorführen. —

„Lieber Schaub!“ rief unser junger Gutsherr, indem er an einen lose eingestoßenen Pfahl im moorigen Boden anstieß; „Was ist's nur mit diesen häßlichen vermorschten Klögen, die ich hier in großer Anzahl antreffe? Hat hier ehemals ein Gebäude gestanden?“

„Daß ich nicht wüßte, gnädiger Herr,“ entgegnete Schaub. „Das Volk fabelt freilich von einem alten Tempelbau, einem heidnischen Gotteshause, das hier in grauer Heidenzeit sich erhoben haben soll; meiner Ansicht nach aber sind die Pfähle noch Ueberbleibsel der alten Deichwand, die sich früher mehr links hin nach jenem Dorfe gezogen hat; die neuere ist freilich

mehr landeinwärts. Damals mochte das Meer wohl ärgere Tücken und Mucken haben als jetzt, wo wir's zahm gemacht haben."

"Nicht möglich!" rief Paul. "Sollte das Meer jemals bis hierher vorgebrungen sein?"

"Es kam wohl noch weiter ins Land," entgegnete der Amtmann. "In alten Geschichten soll's zu lesen sein. Die Männer haben sich Tag und Nacht ihrer Lebens und kleinen Besitzes wahren müssen. Wir, die wir im Trocknen sitzen, wissen das freilich nicht mehr und wollen es auch nicht wissen, wie viel wir jenen alten Deichkönigen, wie das Volk sie nennt, schuldig sind."

"Deichkönige!" rief Lindfried. "Siehe da der Ursprung des Adels und der Fürsten. Was suchen wir noch lange und ergrübeln sociale Contracte. Das Wort „Deichkönige“ löst alle unsre gelehrten Fragen ganz einfach."

"Noch mehr," rief Paul lebhaft, "ich behaupte, daß unsre modernen Doctrinäre, die ihre Wissenschaft und Kenntniß des Landes und der Verhältnisse aus Zeitungsartikeln schöpfen, hierher kommen sollten, um den Werth ihrer weltverbesserlichen Ideen, ihrer Träume von gleichen Menschenrechten und von Volkssouveränität vollkommen einzusehen und zu würdigen. Doch wäre es Thorheit, dieser Art Leute die einfache und schlichte Weisheit zu predigen; ich kenne sie, ich weiß, welche Sprache allein zu ihren Ohren noch Eingang findet."

„Aber Sie werden mich doch nicht zu diesen Schreiern und bössartigen Aufwieglern zählen?“ sagte Lindsried.

„D nein,“ entgegnete Paul, „und zum Beweise will ich unserem guten Amtmann, der schon vor Begierde brennt, seine Weisheit an den Mann zu bringen, erlauben, Ihnen den Ursprung jener Deichkönige näher auseinander zu setzen. Machen Sie sich demnach gefaßt, eine populäre Staatslehre zu hören, genießen Sie ein Stück gesundes Landbrod, wie es nicht auf die Tafel unsrer Diplomaten und Staatskünstler kommt.“

Herr Schaub nahm mit einem zufriedenen Lächeln, das sein altes, vielfach gefurchtes, ehrwürdiges Gesicht sehr gut kleidete, das Wort: „In Ostfriesland, wo das Volk noch die Trümmer gesunkener Städte auf dem Meeresgrunde erblicken will, da gab es, vor langen langen Jahren zurück, eine Menge unabhängiger Höfe, deren Herren keinen Voigt und Richter über sich erkannten als die große und mächtige See, die an ihre Küsten heranbrauste. Die See war ein gewaltiger Gebieter, aber ihre Tyrannei brachte zu Wege, was der Klugheit und dem guten Willen der Menschen nicht gelungen wäre, nemlich sie trieb die Bössartigen und Zankfüchtigen zu Baaren und gründete Gesetz und Ordnung. Es traten die Männer zusammen, hielten Rath unter sich und errichteten mit gemeinschaftlichen Kräften Deiche oder Dämme, damit dem ungestümen Meere Einhalt gethan werde. Es wurde ausgemacht, daß Jeder mit dem Spaten in der Hand auf dem Deiche sich einstelle;

wenn er nicht kam, fiel sein Eigenthum sofort einem Andern anheim, denn die tägliche und stündliche Gefahr forderte einen strengen und pünktlichen Dienst. Es wurden nun folgende Verordnungen getroffen: Es durfte Keiner sein Gut mit Schulden belasten oder es vernachlässigen oder vergeuden, denn die allgemeine Nothdurft forderte den ungeschmälernten Gehalt des Hofes, damit er stets im Stande sei die gehörigen Dienstleistungen zu stellen; dann mußte der Herr persönlich auf dem Deiche erscheinen und arbeiten, weil die Knechte die wichtige Arbeit schlecht besorgten; es wurde demnach der Dienst auf dem Deiche ein Ehrendienst, dem sich Niemand entzog. Ferner war es nöthig das Erstgeburtsrecht festzusetzen, damit, wenn der Herr stürbe, die Arbeit auf dem Deiche nicht bis auf die Großjährigkeit jüngrer Söhne zu warten brauche; auch durfte der Hof nicht verschenkt und veräußert werden, damit die ehrenhafte Arbeit und der Besitz nicht an einen Fremden komme, an einen Knecht oder Heuersmann, dem Nichts daran lag und der Nichts dabei verlor, wenn das allgemeine Wesen Schaden oder Unehre litt. Es durfte auf keine Weise ein ungeehrter oder unsicherer Mann in die Genossenschaft sich eindrängen. Starb ein Hofbesitzer ohne Erben, so kam sein Besizthum an den Deichkönig oder Deichgrafen, der für dessen Wiederbesetzung Sorge trug. Endlich durfte Niemand abwesend sein oder fremde Dienste annehmen, weil er alsdann nicht täglich mit dem Spaten auf dem Deiche erscheinen konnte. Die ganze Genossenschaft stand aber unter einem Deichgrafen oder Deich-

könige, und dieser wählte wiederum zehn Deichvögte. Das ist die alte Ordnung gewesen und so haben es die Väter noch von ihren Vätern beschreiben und erzählen hören. Bis hierher ins Land hinein haben die Gesetze und Ordnungen jener alten Deichgrafen noch gegolten."

"Sie sehen," sagte Paul zu Lindfried, "in diesen alten aus einer grauen Vorzeit herstammenden Uebereinkünften spricht sich schon das später ausgebildete Gesetz in seiner ursprünglichen Reinheit aus. Eine große Gefahr von Außen drängt ein Häuflein Menschen eng zusammen und lehrt sie feste Bande unter sich knüpfen, um vereint dem mächtigen Feinde Widerstand zu leisten. Der Besitz ist die Grundlage, er muß durch beständige und zwar persönliche Arbeit errungen werden, und diese Arbeit wird, damit sie gehörig vollbracht werde, zugleich ein Ehrengeschäft. Dem Fremden, dem Unbekannten, dem Besitzlosen ist kein Raum gestattet, denn er kann für die Ehrlichkeit seiner Gesinnung keine Bürgschaft leisten. Da ist der Begriff des freien Bürgerthums; mit seiner Person und seinem Besitz steht er ein für die allgemeine Wohlfahrt. Diese eng Verbundenen wählen unter sich ein Oberhaupt und zwölf Vögte; diesen wird die Wachsamkeit über Sachen der allgemeinen Wohlfahrt besonders aufgetragen; sie werden durch eine Zulage an Besitz für ihre Mühe schadlos gehalten, sie achten sich aber nicht besser und nicht schlechter als jeder andere Hofbesitzer; ihr Gedeihen ist eben so wie das des geringsten Höflers fest ans Gemeinwohl geknüpft; hier haben wir

den Adel und die Fürsten. Eine spätere Zeit, mit ihren unendlich combinirten Verhältnissen, hat diese primitive Grundlage doch nirgends verwischen können. Hier in diesen Gegenden ist das Meer nur der äußere Feind, in andern Staatenverbindungen war es ein mächtiger Eroberer, der zu denselben Resultaten hinleitete."

"Es scheint mir demnach schon von vorn herein ungerecht," sagte Lindfried, „auf den Besitz allein das Recht zu gründen."

"Sie sehen," entgegnete Paul, „daß es keine andre Garantie gab noch geben konnte als das Eigenthum. Nur wer durch Besitz gebunden war, nur den konnte man nachdrücklich wegen des Bruches der öffentlichen Ordnung zur Rechenschaft ziehen."

"Und demnach waren alle Menschen in ihren Rechten und Forderungen einander gleich."

"Durchaus nicht; sie waren es damals nicht, wie sie's auch heute nicht sind. Der Mensch als Mensch hat im Staate nur höchstens auf das Anspruch, was ihm die Mildthätigkeit zuwirft. Erst wenn er mit seiner Person oder seinem Eigenthum dem Fonds der Staatskräfte beitrith, erst dann fängt die Verpflichtung des Staates gegen ihn an. Es ist ein unglückseliger Irrthum, der von den böswilligen und aufrührerischen Publizisten unsrer Tage neu ausgebeutet wird, als könne ein Staat nach dem Princip der sogenannten Menschenrechte auserbaut werden und Bestand haben. Diese Träumereien Rousseau's und seiner Anhänger, das falsch verstandene und böswillig flug angewandte System der politischen Toleranz ist die Ur-

sache der Zerrüttung der socialen und staatlichen Formen des Schlusses des achtzehnten Jahrhunderts geworden und wird, von Neuem aufgeführt und empfohlen, auch unsre Zeit in nicht endende Verwirrniß stürzen. Ein Staat kann nicht auf den Morgenwolken philosophischer Träume noch auf dem Rosenblätterhaufen der Humanität gegründet werden, sondern er ruht auf den harten Granitquadern des Zwanges und der Gewalt. Nicht durch die Anstrengung der Klugheit, nicht durch die Bemühung christlicher Milde, nicht durch philosophische Demonstrationen, nein, durch den, wenn's nöthig sein muß, bis zum Aeußersten getriebenen Zwang und die Gewalt, kann das hervorgebracht werden, was die menschliche Gesellschaft einigt und ihr Dauer giebt: Recht, Besitz und Ordnung. Wie diese Wahrheit schon gleich anfangs bei Gründung der Staatengesellschaften eingesehen wurde, beweisen die alten Gesetze, die wir bei den Angelsachsen finden. Als von dem einfachen Verbande, wie wir ihn eben haben kennen lernen, die gesellschaftliche Organisation weiter schritt und der Socialcontract eine bestehende ausübende Gewalt erforderte, so ward diese, da sie sich nothwendig bei der Ausübung der ihr übertragenen Pflichten den Zorn und die Rache der Uebelwollenden zuzog, nur unter Bedingungen von den dazu Erwählten angenommen. Die Gesellschaft mußte dem Oberhaupt die Sicherheit für sich und seine Angehörigen garantiren. So finden wir, daß die Angelsachsen ihrem Könige ein Wehrgeld von 30,000 Thrymsen, ihrem Erzbischofe eines von 15,000, ihrem Bischofe von 8000,

dem Priester von 4000, und dem Thane oder Hauptmann von 2000 versicherten, welches derjenige bezahlen sollte, der sie erschlagen würde. Hier sehen wir nun gleich, wie sich die öffentliche Stimme für den Besitz und nur allein für diesen sich aussprach. Am Besitz wurde der Mann gestraft, der Besitz wurde ihm genommen und dadurch sank der selbstständige und geehrte Mann zu einem besitzlosen, verachteten Knechte herab, der zum Gemeinwesen Nichts beitrug, also auch keinen Schutz und keine Ehre von ihm sich zu gewärtigen hatte."

„Diese Lehre hat etwas für die Ueberzeugung des fühlenden Mannes Niederschlagendes," sagte Lindsfried. „Sollten wir nicht edlere Motive aufzufinden im Stande sein, die den Einzelnen an das Ganze knüpfen? Sollte nicht eine geläuterte Philosophie, eine aufgeklärte Religion die Gemüther der Menge stärker zu fesseln vermögen als jene rein materiellen Zwangsmittel?"

„Nennen Sie mir," rief Paul, „einen Staat, sei es ein neuer, sei es einer aus dem Alterthum, der sich ohne positive Religion, rein auf philosophischer Basis oder nach dem Princip der allgemeinen Gleichheit und der Menschenrechte irgendwo erhalten hat. Darum ist das Geschrei unsrer heutigen Publisten so höchst widrig und nutzlos, weil diese „Männer der Bewegung", wie sie sich sehr hochmüthig selbst nennen, auch nicht die geringste Kenntniß des geschichtlich organisch Erzeugten, des auf historischem Boden sich Gründenden haben. Der Staat, ich darf wohl hier die Worte eines anerkannten

und bewährten Publicisten aus frühern Tagen anführen, ist mit einer Gesellschaft zu vergleichen, die auf Aktien gegründet ist. So wie es nun thöricht sein würde, zu glauben, daß bei der ostindischen Compagnie zum Beispiel Jedermann, blos weil er Mensch ist oder weil er ächter und rechtgläubiger Christ ist, Mitglied der Compagnie sein müsse, so ist's nicht viel besser, wenn man annimmt, ein Individuum gehöre lediglich schon wegen jener beiden Eigenschaften zum Staatsverbande. Hier wie dort muß das Einzelwesen sich mit einer „Aktie“ an dem Gemeinwohl theilhaben. Jeder Bürger ist der Besitzer einer Aktie. Wenn wir den Aktionisten oder Bürger mit dem Menschen oder Christen verwechseln, so fallen wir in die bedauerlichsten Irrthümer und verlieren alle Faß, auf der sich eine Beurtheilung der staatlichen und socialen Verhältnisse gründen läßt. Nehmen wir nun das bestimmte und nachweisbare Dasein dieser „Aktie“ an, so folgt daraus schon, daß nach der Verschiedenheit der Aktien auch ganz verschiedene Rechte aus ihnen hervorgehen müssen, daß endlich der Begriff der Knechtschaft sich dahin bestimmen läßt, daß ein Knecht oder Leibeigener ein Mann ohne Aktie sei, daß er also im Staat weder die Vortheile noch Lasten eines Bürgers habe, daß er nicht zur Landesvertheidigung dienen noch zu Ehren gelangen könne, wenn gleich er alle christlichen und moralischen Tugenden im hohen Grade besäße. Die späteren Zeiten haben dieses einfache Verhältniß mehr modificirt und combinirt, aber nicht aufgehoben. Es läßt sich auch nicht annehmen, daß es jemals, so lang es

Staaten giebt, aufgehoben wird; denn überall wird es strenge Forderung bleiben, daß man den Bürger von dem Menschen, den Aktionisten im Staate von dem, der keine Aktie besitzt, trenne. Wir in unsren jetzigen Verhältnissen haben, da wir nach und nach Vermögen- und Personensteuern eingeführt, nicht allein unsre liegenden Gründe, sondern auch unsern Geldreichtum und selbst unsre Leiber mit in die Compagnie gelegt, folglich uns selbst zu Staatsaktien gemacht; aber hierin zeigt sich eben, was ich gleich anfangs behauptete, daß zuerst das „Land“, was Einer besessen, und wovon allein gedient und gesteuert wurde, die ursprüngliche Einlage zur Gesellschaft gewesen; hiervon ausgehend wurde nun weiter gebaut. Wenn wir uns damit beschäftigen, unsre jetzt so verwickelten Verhältnisse zu ordnen, so müssen wir daher auch nothwendig zu jenen ersten Principien, aus denen die Gesetzgebung und der Staatenverband sich entwickelten, zurückkehren. Das leere und prahlerische Gepränge mit unhaltbaren philosophischen und moralischen Gemeinplätzen führt zu Nichts, ist nur geeignet, jene dumpfe Erbitterung der Masse zu wecken, die dann ins Unge-
 wisse hinein nach irgend einer Reform, sie mag kommen von wo sie will, ungestüm verlangt. Der Staat aber, so wie er selbst kein Geschöpf der Einbildungskraft ist, kann keine Lehre brauchen und annehmen, die aus dem Kopfe träumerischer Speculation oder aus bewußter und böswilliger Verdrehung und Umgestaltung des Bestehenden sich entwickelt.“

„Sie haben nicht immer so gedacht,“ rief Lindfried.

„Gewiß nicht,“ entgegnete Paul; „auch ich hegte jene Hoffnungen und Träume, die der Jugend nie fehlen und die, wenn sie auch nicht erfüllt werden, doch eine anmuthige Wärme den späteren Jahren mittheilen, wenn sie nicht, was bei mir aber nicht der Fall ist, in Haß und Erbitterung umschlagen. Ich haße und fliehe die Menschen nicht, obgleich sie das Hoffen meiner Jugend getäuscht haben, aber ich erwarte nicht von ihnen, was, wie ich jetzt weiß, sie nicht leisten können. Wie ich zum erstenmal den leitenden Nerv, der durch unsre Zeit vibriert, heraus empfand, ging durch meine Brust jener wilde Schmerz, der die Jugend charakterisirt. Ich floh in die Einsamkeit und dann wieder in die Welt, indem ich alle Schätze, die das Glück mir gegeben, von mir warf, um so arm und so leidend zu sein, wie ich Tausende meiner Mitbürger um mich her sah. Es war eine Thorheit, aber ich bereue sie nicht; durch sie hob und besserte ich mein eigen Herz und lernte meine Zeit verstehen. Aber wie haße ich jetzt jede falsche Milde und Nachsicht! Die grausenhafte Entfittlichung unsrer Zeit, die entsetzliche, allen Glauben, alles Maas verwerfende Trivolitt der Massen können nicht durch schwaches Mitleid, nicht durch Opfer eines Einzelnen, nicht durch Liebe und Humanität, nein, nur durch die äußerste, unendlich starke und feste Energie der Macht gezügelt und wieder gestittet gemacht werden. Die Religion, durch falsche Nachgiebigkeit und schwächliche farblose Intoleranz entnervt, muß ihre ganze Strenge zusammen nehmen und vereint mit der weltlichen Macht jenen Dämonen entgentreten,

die schaarenweise entfesselt und auf jedes noch ruhige und friedliche Haus im Staate losgelassen werden. Aber diejenigen, die stark und segensreich wirken wollen, müssen ihre Kräfte und ihre Person nicht schonen. Ich darf mich zwar als ein schwaches, immer aber doch als ein Beispiel für meine Standesgenossen aufführen. Mögen sie, wie ich es gethan, das zwecklose und müßige Leben innerhalb der Schranken, die ihnen alte Gewohnheiten und Sitten gezogen, aufgeben, sich in den bewegten Strudel des Lebens stürzen, hinhorchen auf die klopfenden, fiebernden Pulse der Zeit, und dann kräftig die hingefunkene Ehre des Standes, das alte Besizthum ihrer Väter wahren und nicht an den Höfen der Fürsten, nicht an den Wechslertischen der Wuchrer, nicht bei den Fabrikmaschinen der Industriellen, sondern daheim an ihrem angeerbten Herde, auf der Scholle Erde, die ihnen erblich zufiel, jene festen und energischen Grundsätze geltend machen, die dem Adel zu allen Zeiten Macht und Ansehen verschafften und ihn auf seinem eignen Grund und Boden zum freien Mann, zum Herrn und zugleich zum Berather und Freund seiner Unterthanen machten. Der erste Adel im Lande war durch Länderebesiz mächtig und bedingt; dies sei ein Zeichen, daß er sich nie und unter keiner Bedingung vom Länderebesiz lossage; hier ist der feste, unverrückbare Grund seiner Ansprüche und Rechte, dem Volk wie dem Fürsten gegenüber.

Sechstes Capitel.

Ueber den Adel. Ein Capitel, das wie eine Abhandlung ausseht.

„Es wäre unnütz und thöricht, setzte Paul seine Rede fort, wenn man den materiellen Fanatikern unsrer Lage von den geschichtlichen Erinnerungen, von dem Parfüm der Adelsidee sprechen wollte. Die Schreier würden Recht behalten, die der Menge immer wieder vorhalten, daß nur der Moment, das gegenwärtige Erhaschen, Erstreben, Genießen seine Geltung habe; man muß daher, so dünkt mich, dem Adel nicht dadurch zu dienen suchen, daß man ihn für einen poetischen Stand erklärt: man muß ihn für etwas organisch im Staate selbst Erzeugtes und der Allgemeinheit Nutzen Bringendes erklären; dann nur kann einige Hoffnung da sein, jene rohen Stimmen, wenn auch nicht zum Schweigen, doch zu einer dem Gegenstand gebührenden mildernden Nachgiebigkeit und ehrenden Duldsamkeit zu bewegen. Die obige Betrachtung, auf geschichtlichem Boden beruhend und in den frühesten Institutionen der Völker gründend, weist nach, welche Opfer die Gesammtheit brachte, um die von ihr gewählten Oberhäupter in der schwierigen und gefährlichen Stellung, die man ihnen zuwies, zu schützen. Hier wurzelt die Idee des Adels. Sollten

Männer, die man so schützte und bewahrte, deren Familien und Angehörige ebenfalls in die schützenden Schranken eingeschlossen wurden, sollten die in der öffentlichen Meinung nicht als groß und würdig, nicht als der Opfer werth, die man ihnen brachte, dagestanden haben? Sicherlich ehrte man in ihnen nicht blos die, die mit ihrer Person und mit ihrem Gute mit voller Hingebung sich dem Gemeinwohl hingegeben hatten, die nächst dem Staatsoberhaupte die größte Aktie, nach modernen Begriffen zu reden, in die Compagnie gelegt hatten, sondern man ehrte in ihnen auch den moralischen Werth freier und großdenkender Männer. Ein Geschlecht, dem einmal solch ein Dank von den mitlebenden Bürgern gezollt worden war, konnte nie ganz im Gedächtniß der Nachkommen sterben. Vertrauensvoll wandte man sich immer an diese Namen, wenn neue Aemter im Gesamtwesen zu vergeben waren. In den rohen aber gesunden Begriffen jener Zeit war jedoch immer vorwaltend nicht allein des Mannes Werth, sondern auch sein Besitz; die Aktien mußten vollständig da sein. In den ersten Principien des Feudalsystems, als dieses noch nicht durch die Eingriffe einer bestzlosen und dennoch Rechte beantragenden Adelschaft getrübt und verwirrt wurde, fand der ursprüngliche Begriff eines bevorzugten Standes immer noch seine volle Geltung. Der freie Edle war nicht Höfling und Dienstmann des Fürsten, er war Beauftragter und Beglaubigter der Gemeinschaft, in deren Hände er sich und sein Besitzthum niederlegte, als Pfand der Treue und des Gehorsams für das Wohl des

Ganzen. Er drängte sich nicht in einen bevorzugten Stand, sondern er war in demselben geboren; mit dem großen Erbe des Vaters ging auch der Antheil, den das öffentliche Urtheil an diesen Namen knüpfte, auf ihn über. Hier konnte von keiner Anmaßung die Rede sein, der Besitzende war durch Gunst keiner Partei im Besitz. Anders gestalteten sich jedoch die Dinge, als der Adel die Landaktie einbüßte und nun die Personenaktie noch geltend machte. Die Zeiten hatten sich mittlerweile geändert, die vielfach combinirten Verhältnisse der reichen Städte, der gewerbtreibenden Zünfte und die immer mehr um sich greifende Umgestaltung der Landaktie in die Geldaktie machten die Stellung des Adels, der den Besitz eingebüßt hatte, schwierig und precär. Er mußte mit seiner Person dem Staate dienen und er entschloß sich, dem Staate in der Person des jedesmaligen Fürsten zu dienen. Hierin war noch keine Verirrung. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert war der Fürst noch nicht das glänzende und dem Gemeinwohl gefährliche Wesen, wie er es im achtzehnten wurde. Dem Fürsten dienen, konnte also immer noch gleichbedeutend heißen dem Staate dienen. Leider faßte aber der Adel diese Idee in ihrer ursprünglichen Reinheit nicht auf. Er neigte sich frühzeitig den Höfen zu und vom Staate ab. Der Glanz, die Pracht, die Größe der Fürstenthümer blendeten einen Stand, der leider für Neußerlichkeiten immerdar nur zu große Sympathien geäußert hat. Der besitzlose Adel ließ sich „verführen“ und gab seine Söhne zu „Höflingen“ hin, damit war der große ent-

scheidende Schritt gethan, der ihn vom Interesse des Gemeinwohls ablöste; denn das Volk, immerdar sehr scharfsichtig, wo es sich um Wahrnehmung der Stellung der von ihm mit Vertrauen und Ansehen Beschenkten handelt, entdeckte bald, daß die Edlen, zu denen es mit Zuversicht und Liebe emporsah, als sie noch auf dem eignen Grund und Boden, oft nur noch in ärmlichen und zerfallenden Burgen hausten, nicht mehr dieselben Wesen waren, da sie in Sammt und Seide in der Nähe der Fürsten prangten und Hofesdienste verrichteten für Geld und gute — oft auch böse — Worte. Als vollends, in noch späterer Zeit, das Besizthum, an dem ein herrlicher Name haftete, an reiche bürgerliche Eigner überging und nun diese, schroff dem mittellosen Adel entgegentretend, die Landaktie zahlten, da entwöhnte sich das Volk immer mehr, an den Begriff des Adels den von Besiz, Vorrecht und das Volkswohl vertretender Macht zu knüpfen. Noch aber sank der Adel nicht ganz; die Fürsten, dankbar für die Dienste, die ihren oft wankenden Thronen die persönliche Tapferkeit der Edlen leistete, fanden sich in ihren ehrgeizigen Plänen auch durch die glänzenden Eigenschaften, durch die Talente, durch die Schönheit und den Stolz, den der Adel den Höfen verlieh, gefördert, sie waren daher dankbar und umkleideten ihrerseits den ihnen sich widmenden Stand mit Macht und Ansehen. Diese Macht und dieses Ansehen war aber auf keinen soliden Grund gebaut, nicht auf die öffentliche Stimme, nicht auf den rechtlichen und großen ererbten Besiz, sondern lediglich auf ein Fürstenwort. Dieses wurde nach

Laune zurückgenommen, und der preisgegebene und bloßgestellte Edle, der nicht mehr den Schutz des Gemeinwesens hinter sich fühlte, sah sich auf die Straße gesetzt und zum Abenteuerer und Raubritter erniedrigt. Hier sehen wir zum ersten Mal, in jenen beklagenswerthen Erscheinungen, die das Mittelalter uns bietet, die Nemesis auftreten und den einst so hochgestellten, aber an dem Volke treubruchig gewordenen Stand für seine Sünden züchtigen. Es war natürlich, daß der Adel seine Schuld nicht einsah, daß er, von den Fürsten perfid verlassen oder übermüthig behandelt, vom Bürger die alte Achtung und den Gehorsam zu ertrogen das volle Recht zu haben wähnte. Die reichen Städte, in deren Schooße sich der dritte Stand ausgebildet hatte, nahmen die Sache des Bauern und Bürgers klaglos als die ihrige an und erklärten offenen Krieg dem besitzlosen übermüthigen und herrschsüchtigen Adel. Ein Stand, der seine geschichtliche Basis verloren hatte, konnte sich nur durch die größte moralische Kraft aufrecht erhalten; allein wollen wir den Adel schelten, daß er die nicht hatte in jenen trüben, aufrührerischen Zeiten, in denen alle Leidenschaften frei durch einander wütheten und die lasterhafteste Sinnlichkeit, die schrankenloseste Frivolität an den Höfen herrschte? Der dritte Stand, der, noch jung, sich jetzt so mit seiner Tugend brüstet und seine Stellung, die er ohne Opfer erkaufte, noch unangestastet steht, mag nur, wenn die Zeiten sittlicher Verwilderung neben höchstem Erdenglanze, wie sie zu Ende des sechzehnten und bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hin herrschten,

wiederkehren, seine Principien ungetrübt, seine Gesinnungen unverändert zu bewahren suchen. Der Adel, bei all seiner grenzenlosen Verberbniß und Erniedrigung, rettete doch noch das Bewußtsein einstiger, wenn auch schon lang vergeudeter, Würde; welch ein moralisches Gedächtniß nimmt aber der Stand in die Stunde der Unsechtung mit, der, wie die heutige Geldaristokratie, nur auf materielle Schätze, die Habgier und Eigennuß in Eile zusammen scharren helfen, sein Entstehen gründet? Der Adel kann als reumüthiger verirrter Sohn wieder in die Arme seines Vaters, des Volks- und Gemeinwohls zurückkehren; welches Vaterhaus kann aber der Geldwucher als das seinige nennen? Ihn, den das Volk haßt und ewig hassen wird, hält keine ehrwürdige Tradition, kein geschichtliches Bewußtsein; wenn er seiner Geldsäcke beraubt ist, fällt jede täuschende Verhüllung vom Leibe und er steht in seiner ekelhaften Nacktheit da.

Zur geschichtlichen Begründung des Adelsbegriffes, setzte Paul seine Rede fort, gehört, wenn wir noch tiefer in diesen Gegenstand einbringen und ihn noch enger unsern jetzt so stürmisch drängenden Zeitideen anschließen wollen, auch das Widergesegliche in dem Angriff der Adelsfeinde. Diese Leute, die immer von Recht und Geschichte sprechen, sollten wissen, wie die Gesellschaft sich zusammengefunden und gebunden hat und daß, wenn sie den Adel als Stand gänzlich aufheben wollen, sie geradezu gegen die ersten und hauptsächlichsten Punkte des Socialcontractes verstoßen. Ich habe schon ange-

deutet, wie ich mir nach den Zeugnissen, die uns überliefert worden, die erste ursprüngliche Gestaltung des Adels denke, doch wenn er auch hier als ein aus dem allgemeinen Bedürfniß der Sicherstellung der Gesellschaft hervorgegangener Stand erscheint, so ist damit das Recht seiner anfänglichen Existenz, aber noch nicht das seiner Fortdauer bewiesen. Gesezt, eine Nation hätte das Recht, ihre Constitution zu verändern, wäre ihr damit nicht auch die Befugniß gegeben, den Adel abzuschaffen? Gewiß, aber dies Recht, ihre Constitution zu verändern, hat die Nation nicht. Das uralte und durch die Jahrhunderte gefestigte Band von Rechten und Pflichten wird nur mit äußerster Gefahr gelockert, gelöst aber nur, indem unmittelbar Tod und Verderben der Gesellschaft darauf folgen. Die französische Revolution hat hierfür Zeugniß abgelegt. Man erklärte alle Menschen in ihren Rechten für gleich, was sie nie sind und nie werden, und damit war der Socialcontract aufgelöst. Wenn wir die Geschichte befragen über die Gründung der Staaten, so sehen wir einen doppelten Socialcontract entstehen. Den ersten schlossen diejenigen unter sich, die das Land eroberten und vertheilten. Die später Geborenen oder Hinzugekommenen konnten mit den Erstern nicht zu gleichen Rechten in Besiz treten, es mußte mit ihnen nothwendig ein neuer Contract geschlossen werden. Beide Theile nun, als Contrahenten, wurden unter dem Ausdrücke „Nation“ vereinigt gedacht; diese Vereinigung konnte jetzt im Wesentlichen der Rechte beider Theile nichts ändern oder umgestalten. Jene Ersten blieben immer im Besiz gewisser

Vorrechte, und es konnte nur eine Rechts-Erschleichung genannt werden, wenn später unter dem Vorwand der allgemeinen Menschenrechte die minder Bevorrechteten an den bindenden Artikeln des Contracts rüttelten und die rechtliche und geschichtliche Basis derselben zu unterminiren suchten. Wir sehen hier, daß jeder Versuch einer Nation, ihre Verfassung zu ändern oder gar umzustürzen, schon eine auf widerrechtlichen Principien ruhende revolutionäre Bewegung ist. Der Adel ist jetzt Vielen unbequem, man wünscht ihn wegzuräumen und man bedenkt nicht, daß die Mittel, die zu seiner Hinwegräumung dienen sollen, ebenfalls ein paar Jahrzehnte später wieder angewendet werden können, die jetzt Besitzenden, die sich auf den Trümmern angebaut, in den Grund zu stoßen. Der Erbadel befand sich unter den Mitgliedern des ersten Socialcontracts; es läßt sich dies auch in manchen Ländern geschichtlich nachweisen; mit diesen schlossen die später Hinzukommenden Verträge; die Nation, als solche, gab diesen Verträgen Rechtskräftigkeit; wie kann nun dieselbe Nation später unter irgend einem unhaltbaren Vorwande diese Verträge zerreißen und ihre Rechtskräftigkeit über den Haufen stoßen? Liegt hierin nicht die weitgedehnteste anarchische Willkür, der fruchtbare Boden jeder Revolution? Die germanischen und stammverwandten Völker haben aber auch nie diese rechtliche Begründung des Standesunterschiedes im Staatsverbande verleugnet. Diese germanische Volksehre, die sich immerdar so tüchtig bewiesen, die in ihrem gesunden Kerne die Keime jeglicher Tugend und

Würde bewahrt, hat sich auch nie der perfiden und frivolen Neuerungstheorie zugewendet, die ihr Heil in dem Zerstoren und Untergraben findet; diese germanischen Stämme haben immer eine Pietät für ihren Adel bewiesen und beweisen ihn noch; es sind nur die politisch Zuchtlosen, die Schreier und Unterwühler unsrer Tage, die die Stimmen dieser furchtlosen und treuen Pietät übertönen und ihr die marktschreierischen Fragen ihrer kurzathmigen Existenz unterschieben. Wenn der Adel die Achtung des deutschen Volkes nur nicht selbst verschleudert, so kann er sicher sein, kein Dritter raubt sie ihm; aber freilich keine noch so sicher und auf die heiligsten Verträge gegründete Gesetzmäßigkeit der Existenz schützt einen Stand vor dem Andrang seiner Feinde, wenn er, moralisch träge und verdumpt, selbst feig seine Stellung aufgibt. Gesetzmäßig werden ihn dann die Völker, die auf Verträge bauen, schützen, aber moralisch ihn schützen können und werden sie nicht, und ein sittlich aufgegebener Stand ist weit übler daran als ein gesetzlich aufgegebener. Doch Deutschlands Adel wird's nie zu diesem Aeußersten kommen lassen. Stolz auf die Stimme der Nation, die für ihn spricht, wird er sich erheben und da seine Größe und die Festigkeit seiner Stellung suchen, wo beide begründet sind, im Wohl des Staates, in der Liebe und Achtung des Volks. —

Daß nun der Adel heutigen Tages einen Schwung nehme, daß er sich innerlich und äußerlich als tüchtig und zu der Stellung, die ihm geschichtlich angewiesen und durch die Verträge

der Völker gesichert ist, sich als berufen und bestimmt öffentlich erweise, das ist's, was ich mit den glühendsten Kräften meines Geistes wünsche. Ich hoffe auch zuversichtlich, daß meinem Wunsche Gewährung wird. Darum und nur darum allein lebe ich. All mein Denken und Empfinden, mein Wollen und Begehren ist einzig diesem Ziele zugewendet. In mir lebt die glühende Idee meiner Standesehre als der mächtige Bewegter und Erhalter meines Lebens. Als Knaben trieb mich die Unruhe dieses wilden Lebenskeimes rastlos hin und her, als Jüngling wanderte ich aus und suchte, indem ich der Welt und ihrem Urtheil Trotz bot, nur dem innern Geiste, der mich trieb, Genüge zu thun, und jetzt als Mann wird mich die Zeit und ihr Drang nicht eher ruhen lassen, als bis ich Etwas festgestellt und geleistet, was die Ehre des Mannes überhaupt, und besonders die Ehre des Edelmannes unsrer Tage vor der Welt verkünden mag. Gott wolle, daß es mir gelinge. Ohne ihn ist nirgends Kraft und Vollbringen! Er wird auch mir nahe sein! —"

Paul hatte diese letztern Worte mit einer so leidenschaftlichen Erregung gesprochen, daß ihm der Athem fehlte und eine dunkle Purpurgluth Wang und Stirn überflog. Die Männer um ihn her sahen ihn mit Interesse und Staunen an. Seine Seele war so stürmisch bewegt, so ganz mit Hoffnung und Licht gefüllt, daß sie auch ihre Geister mit sich fortriß und Lindfried rief: „Werde nur was du werden willst, denn etwas Ungewöhnliches wirst du immer werden; vielleicht ist dir bestimmt etwas Großes zu werden.“

„Nein, nein!“ rief Paul. „Der Einzelne wird nicht groß heutzutage, ein Stand aber wird es leicht und sicher, und den meinigen möchte ich groß und gesichert sehn.“ —

„Und dann,“ rief er begeistert, „möchte ich allen meinen Standesgenossen zurufen: Sucht das Glück und den Ruhm jetzt anderswo, als wo ihr sie bisher gesucht. Verlaßt die Fürsten, die euch zuerst verlassen haben, euch, denen sie Dank schuldig waren; wendet euch ganz und mit vollem Herzen dem Volke zu. Seid ihm, wozu ihr berufen waret, noch ehe Fürsten existirten, Berather und Freunde! Rettet es gegen die ehrföchtigen und eigennützigen Rathschläge der Neuerer, schützt es gegen die schlechte Presse, die jedes Heiligthum unterwühlt, jede Pietät vernichtet, unter dem Deckmantel der Geseze die Anarchie predigt. Ihr gehöret zum Volke; wie ihr aus ihm entstanden seid, so entfernt euch denn jetzt auch nicht von ihm in der Stunde der Gefahr und Anfechtung. Seid Hüter und Bewohner eurer väterlichen Scholle. Auf dem Lande, beim Volke wohnet, nicht in Städten. Seid treu der alten Sitte, so wird die alte Treue auch Sitte werden. Wenn ich sage: verlaßt die Fürsten, so meine ich nicht, daß ihr aufrührerisch euch gegen sie auflehnen sollet, nein, zollt ihnen, was ihnen zukommt: Ehrfurcht, Gehorsam, ritterliche Treue, aber „dient“ ihnen nicht! Drängt euch nicht zu ihnen, wenn sie euch nicht rufen! Zeigt ihnen, daß ihr eure Stellung neben dem Volke, als dessen erste und würdigste Vertreter, kennt. Will euch die Huld des Fürsten beglücken, so weicht dieser Huld nicht aus,

doch sucht sie nicht, als wenn ihr nichts Höheres kenntet und wüßtet! Eure eigene Ehre ist für euch höher als die der Fürsten. —

Um aber von dem Volke wie von den Fürsten gleich unabhängig zu sein, um eure ehrenwerthe Stellung als Vermittler beider, wenn es sein muß, zu behaupten, müßt ihr die Aktie, mit der ihr gleich anfangs am Gemeinwohl theilhaftig waret, voll wieder herstellen; das heißt, ihr sollt neben eurer moralischen Gesinnung, neben eurer Person auch Ländereigenthum dem Staate einverleiben!“

„Ländereigenthum! Grundeigenthum!“ rief Lindfried — „ja, dieses Mittel, den Stand zu heben, sehe auch ich als wirksam an; doch auf welche Weise läßt sich dieser wieder herstellen, wenn er verloren gegangen?“

„Durch Majorate,“ entgegnete Paul; „doch durch diese nicht allein.“

„Und durch welches Mittel sonst noch?“ fragte Lindfried.

Paul wandelte seine ernste und tiefsinnige Miene in einen lächelnden Blick und sagte dann in einem scherzhaften Tone: „Was denken Sie, mein Freund, zu einem weltlichen Cölibat?“

„Mein Himmel!“ rief Lindfried erschreckt, „haben wir an dem geistlichen nicht schon genug?“

„Nein, wir haben nicht genug.“

„Ach, Sie scherzen. —“

„Durchaus nicht; mein vollständiger Ernst. Hören Sie mich an. Der Edelmann, wie er heutzutage sein muß, um Bedeutung für das Gemeinwohl und Ansehen im Staat zu haben, muß sich an den öffentlichen Verhandlungen rastlos bethätigt zeigen. Ein schlummernder oder müßiger Adel darf kein Adel mehr sein. Sie sehen aber selbst ein, daß eine Familie, die arm an Vermögen und sehr reich an Kindern ist, diesen weder die materielle Grundlage ihrer Stellung, noch durch Erziehung das moralische Gewicht im Staate ihnen geben kann. Es erwachsen aus diesen Ehen jene traurigen, verarmten und geistig stumpfen und verwahrloseten, oder früh durch niedere Dienste geknechteten adeligen Sippschaften, die dem Staat zur Last und dem reichen Bürger zum Spott dienen. Gesellt sich zu diesem niedern Geiste und Vermögensstand nun noch der Dünkel der Kaste, so kann man es der öffentlichen Meinung wahrlich nicht verdenken, wenn sie von einem solchen Adel sich abwendet und die Pietät im Volke für die alten Geschlechter immer mehr und mehr erlischt. Es sind also zwei Uebelstände zu beseitigen, erstens der Zersplitterung des Vermögens und zweitens dem zu starken Anwachs der Familien entgegenzuwirken. Zu dem ersten Ziele gelangt man durch die Stiftung von Majoraten und ähnlichen Instituten, die zum Zweck haben, einen großen Länderebesitz und daran haftende Rechte im Staate an einen alten und berühmten Namen zu fesseln; um die zweite Aufgabe zu lösen, möchte man auf Schwierigkeiten stoßen, die zarterer und darum ungefügiger Natur sind. Einem ernstern

Willen ist aber große Kraft gegeben. Bei der Gründung eines Majorats hat man immerdar vielfältig auf das Mißfällige hingedeutet, das dadurch entsteht, wenn der Ältestgeborne vor den nachfolgenden Söhnen eine so große Bevorrechtung erhält; dieser Uebelstand ist allerdings vorhanden, allein man würde irren, wenn man ihn eine Ungerechtigkeit, eine Verausbung nennen wollte; vielmehr giebt eine umfassende Gerechtigkeit dieser Idee ihre Basis. Der Einzelne tritt in Nachtheil, um dem Ganzen den Vortheil zu sichern. Aber sei diese Maßregel auch immerhin nicht ganz frei von Härte, so kann man diese Härte doch mildern, die scheinbare Ungerechtigkeit ausgleichen. Es fragt sich nemlich, wenn der Ältestgeborne, der Repräsentant der Familienehre und Familienmacht, den Besitz und das Ansehen im Staate erbt, was bleibt den andern Söhnen? Sollen sie, mit einem geringen Pflichttheil abgefunden, bürgerliche Aemter und Bedienungen bekleiden? Ihr Name wird ihnen dann oft hindernd und störend sein, und wenn sie heirathen, so geschieht eben wieder, was man vermeiden will, daß eine arme und gedrückte Familie, die einen berühmten Namen führt, in unziemlichen Verhältnissen und unwürdiger Stellung lebt. Aemter, die eine würdige Stellung und zugleich einen großen Gehalt ihren Inhabern verleihen, sind selten, und bei dem maßlosen Andränge, der heutzutage von allen Ständen aus, auch von solchen, die früher sich bescheiden zurückhielten und in niederer Arbeitersphäre sich glücklich fanden, nach Staatsämtern und Bedienungen vollführt wird, ist es dem dürstig

erzogenen und dabei vielleicht schwach gebildeten Adel, der von keiner Seite her unterstützt wird, dem nirgends Sympathien entgegenkommen, der vielmehr überall die stärksten Antipathien zu überwinden hat, doppelt schwer, ja fast unmöglich, sich in Ansehen und Geltung zu setzen, gegenüber dem bürgerlichen Element, dem immer reichlicher geistige Bildung und materieller Reichthum zufließen. Um also dem Adel einerseits Kränkungen zu ersparen, die er nicht verdient hat, andererseits ihn zu verhindern Dienste zu nehmen, die ihn erniedrigen, so muß der Stand als Corporation zusammenhalten und ein Institut gründen, in welchem gleichsam die Pflanzschule des neuen Adels zu finden sein soll. Ich denke mir dieses Institut als ein weltliches Kloster. Aus gemeinschaftlich gespendeten Beiträgen wird in jeder Provinz ein Haus gegründet, das die nachgebornen Söhne der angesehenen alten Geschlechter aufnimmt und ihnen eine freie, ungetrübte und ungefährdete Existenz sichert unter der Bedingung, daß sie nicht heirathen dürfen. Diejenigen nachgebornen Söhne, die sich in diese Stiftung nicht aufnehmen lassen, erhalten ein Jahrgehalt aus dem Fonds der Stiftung ausgezahlt unter der Bedingung, daß sie ihren Adel ablegen und sich einen andern Namen wählen. Es wird immer welche geben, die sich auf beide Bedingungen nicht einlassen, die es vorziehen, frei, wenn auch mit Schande bedeckt, in der Welt zu leben, aber deren werden wenige sein. Für diejenigen, die ihre Lebensaufgabe und Stellung begreifen, wird es eine willkommene Hülfsleistung sein, ein Asyl zu finden,

wo sie frei von den Sorgen der Existenz, unbedroht von der Schmach einer zerfallenden Stellung, einer angefeindeten und niedrigen Wirksamkeit, sich den Wissenschaften und einem ernstern thätigen Leben widmen können. Die Stiftung ist natürlich kein Kloster, sie hat keine umschließenden und von der Welt abscheidenden Mauern, die Eigenthümer dieser weltlichen Pfründe sind dem Weltverkehr völlig frei gegeben, wenn sie es wollen; ziehen sie es jedoch vor, in der Einsamkeit sich den Studien zu ergeben, so bietet ihnen die Stille und die mit Gärten umgebene schöne Lage des Stiftsgebäudes erwünschte Ruheplätze. Welch ein Glück dies für den armen unbemittelten Edelmann, den es treibt, sich mit Wissenschaft und Kunst zu beschäftigen, der durch diese Nachhülfe im Stande ist, segensreich zu wirken, ohne dabei in Dienstbarkeit an den Fürstenhöfen zu fallen. Welche erwünschte Gelegenheit, durch Unterricht und Belehrung auf die junge Adelsgeneration zu wirken, sie für große Zwecke und Ansichten, wie sie die fortschreitende Zeit fordert, heranzubilden; denn das Institut muß auch Bildungszwecke in sich vereinigen. Dabei bleibt es den Theilhabern unverwehrt, sich um Aemter im Staate zu bewerben. Findet sich eine Stellung, die ihnen die Existenz sichert und zugleich ihren Arbeitskräften eine würdige und weitwirkende Thätigkeit öffnet, so treten sie aus dem Verein und überlassen ihren Platz daselbst einem Bedürftigeren. Der Adel ist auf diese Weise nicht gezwungen, mit Hast und Eifer nach den kleinen Bedienungsgen zu jagen und mit jeder, die er zu erhaschen im Stande, zu-

frieden zu sein. Die andern Stände können hierbei nur gewinnen, für ihre Bestrebungen ist dann mehr Raum. Der Staat selbst kann sich nicht anders als dankbar für eine solche Einrichtung erweisen, denn der Anwachs betitelter und mit hohen Ansprüchen auftretender Familien wird geringer, ohne daß dabei ihm die geistigen Kräfte entzogen werden, die er aus diesem bevorrechteten Stande zu ziehen gewohnt ist. Um den Anwachs des unbemittelten und besitzlosen Adels irgendwie zu beschäftigen, ist der Staat bisher genöthigt gewesen, eine große Anzahl kleiner Bedienungen und Aemter zu creiren, die, mit schmaler Besoldung, dem Gemeinwesen wenig oder gar keinen Nutzen schaffen; er ist ferner genöthigt gewesen, die stehenden Heere in ihrer ganzen Ausdehnung unverändert zu lassen, lediglich um dem unbemittelten Adel auch hier Gelegenheit zu geben, sich Erwerb und Stellung zu verschaffen; diese Verpflichtungen fielen bei der obigen Einrichtung weg, und der Staat, aus Erkenntlichkeit, daß man ihn einer Verlegenheit enthebt, würde bereitwillig, wenn der Adelsstand es forderte, zu den Fonds der Stiftung seine Beiträge zulegen, um so bereitwilliger, da es sich um Gründung eines rein ökonomisch-staatlichen Instituts, einer socialen Verbesserung handelt, nicht um Einsetzung eines neuen religiösen oder politischen Ordens, der seine besonderen herrschsüchtigen und die Einheit der gesellschaftlichen Verbindung hindernden Zwecke verfolgt. Uebrigens wenden wir unsern Blick in die Zukunft. Wenn, was bei der jetzigen Umformung der Dinge gewiß nicht ausbleiben wird,

die stehenden Heere, als in dieser Masse überflüssig und kostspielig, abgeschafft oder stark vermindert werden — welche Aussicht bleibt dann dem Adel? Die Höfe, in ihrem Glanz reducirt, in ihren Mitteln beschränkt, bieten keine Zufluchtsstätte dar, die Aemter und Stellen sind von einer mittlerweile herangereiften Generation, die schnell sich emancipirt hat und von der Zeit gehoben wird, besetzt — er wird, wenn er als bittender erscheint, abgewiesen, nur als besitzender wird er anerkannt. Wird es nun also nicht an der Zeit sein, daß wir daran denken, unsern Kindern jene demüthige Rolle, die sie über kurz oder lang spielen müssen, zu ersparen? Man wird mir erwidern: der Adel soll nur etwas Tüchtiges lernen, so wird er überall Erwerb und Ehre finden; dem ist aber nicht so. Der Adel von heute ist nicht mehr roh und ungebildet, er hat bittere Lehren empfangen und sie zum Theil für sich nutzbar gemacht, aber mit dem besten Willen ist's ihm bei dem schrankenlosen Andrang aller Kräfte im Staat, wie er jetzt stattfindet, oft nicht möglich, Wirksamkeit und ehrenvolle Existenz zu finden. Er arbeitet und rührt sich tüchtig. Die Zeit der trägen und einsältigen Junker ist vorbei, aber eben so ist die Zeit vorbei, wo der Adel gewisse Vorrechte inne hatte, wo der Staat auf seine alten unbemittelten Familien Rücksicht nahm. Hier muß der Stand als Gesamtmacht eintreten und seinen einzelnen Mitgliedern Wege bahnen und Aussichten eröffnen."

„Jedenfalls fordern Sie da ein großes Opfer von Ihrem Stande," sagte Lindsfried.

„Ja,“ entgegnete Paul lebhaft; „ich fordre ein großes Opfer. Ich will nicht allein, daß meine Standesgenossen Geldmittel hergeben, sondern ich fordre auch, daß sie Herz und Gesinnung hergeben. Aber ich weiß, daß ich von keinem Unvermögenden Opfer fordre. Ich weiß, daß in dem Adel, und namentlich in dem deutschen Adel die Kraft wohnt, sich tüchtig und von Grund aus zu regeneriren, und daß, wenn die mahnende Stimme einmal mit ganzer Kraft zu ihm gedrungen, er auch kein Opfer scheuen wird, die Pflichten seiner Stellung auszuüben. Diese mahnende Stimme bringt aber in unsern Tagen schon scharf genug in sein Ohr.“

Siebentes Capitel.

Das Adelshaus.

„Sieh, meine theure Hermance, dieses schlanke, zierliche Gebäude, daß trotz seiner lustigen Verhältnisse doch so viel Gelass bietet und so mächtige Räume in sich faßt. Möchtest du wohl darin wohnen?“ so fragte Paul, indem er seiner Frau einen Bogen Papier hinreichte, auf welchem er in den

gestrigen Abendstunden, während Hermance ihm vorlas, eine skizzierte architektonische Zeichnung nebst einem Plan entworfen hatte.

„Gewiß,“ erwiderte sie; „und namentlich möchte ich dieses Balkonzimmer inne haben, aus dessen breitem Flügelfenster sicherlich eine schöne Aussicht auf die umliegende Landschaft sich darbieten muß.“

„Es thut mir leid, dieses Zimmer kann ich dir nicht geben.“

„So denn jenes Parterregemach,“ rief Hermance, indem sie mit der Spitze ihrer feinen Stahlscheere auf eine Abtheilung in der Zeichnung hinwies; „es hat eine hübsche Terrasse dicht vor der Thüre.“

„Auch dieses bekommst du nicht,“ entgegnete Paul trocken. „Ueberhaupt zeige ich dir das Haus nur, wie man bösen Leuten etwa das himmlische Jerusalem in Abbildung zeigt, um ihnen dabei zu sagen, daß sie nie hineingelangen werden.“

„Das ist nicht hübsch von dir, mein Freund. Für wen ist denn dein Haus bestimmt und wo steht es?“

Paul sah sie geheimnißvoll an und sagte: „Bau und Baumeister, beide verhüllt noch der Vorhang der Zukunft. Frage mich nicht, mein Engel, wer die Hände sein werden, die diese Bogen wölben, diese Säulen aufrichten, diese dichten Lauben und Baumgänge einst pflanzen sollen — ich kenne sie nicht; jedenfalls werden andre Hände schon längst früher den kleinen Hügel gewölbt haben, unter dem wir vereint ruhen. Ach, meine Hermance, was sind menschliche Pläne und Hoffnungen?“

Die Spanne Zeit, die uns zugemessen ist, suchen wir ängstlich mit unsrer Persönlichkeit, mit den Ausströmungen unsres Geistes zu füllen, und kaum sind wir abgerufen, als der Nachfolger die Arbeiter entläßt, die Mauern niederreißt, die Geister eines fremden, ihm widrigen Willens roh von dannen scheucht. Dann ist was wir liebten und hegten dem neuen Geschlechte ein Spott und eine Thorheit."

"Sage mir nur, für wen du das Haus bestimmt hast," fragte Hermance dringender.

Paul erhob seine dunkeln, träumerischen Augen und rief mit bewegter Stimme: „Denke dir, daß eine Zeit kommt, wo Deutschland, innerlich gebunden und gehoben, seinem Adel wieder jene ehrwürdige Stellung anweist, die ihm zukommt, dann wirst du auf jenem Hügel das Schloß Brunswick erblicken, wie es lieblich in der Sonne leuchtet und strahlend seinen Glanz versendet. Der Bauplan meines Großvaters, den wir manchesmal staunend betrachtet haben, wird dann ausgeführt sein und dieses Schloß wird den Sitz eines Majorats bilden mit großem, unveräußerlichen Landbesitz. Der Majoratsherr wird dem Gemeinwesen verantwortlich sein für Gesinnung und Wort. Nicht von den Fürsten, nicht vom Volk abhängig, wird er, ein freier Edler, Beider Interessen in seiner Person vertreten. Er wird dem Lande, das ihn gebat, gehören und doch sein eigener Herr sein. Reich wird er sein und doch arm, denn Alles, was er besitzt, betrachtet er als eine Garantie, dem Gemeinwohl geleistet. Mit des Landes Wohl-

fahrt schwindet auch die seine. Das öffentliche Vertrauen ist sein schönster Reichthum, die Liebe der Seinen sein reichster Besitz. Unähnlich dem Geldaristokraten, der, wenn Unglück übers Land kommt, mit dem Portefeuille zusammengewucherter Papiere entläuft, bleibt er in der ärmlichsten Hütte unter seinen unglücklichen Kindern wohnen, denn die Zeit der Noth ist gerade die, wo er sich bewähren soll als Haushalter, als Berather, als Beschützer der Seinen. Ist nun der Erstgeborne der Familie also auf seinen rechten und rechtmäßigen Platz gestellt, so soll das Geschick der nachgeborenen Söhne nun ebenfalls nicht weiter im Ungewissen bleiben. Sieh her, meine theure Hermance, dieses schöne Haus hat nicht Einer unsres Standes, nein, es haben vereint die sämmtlichen Majoratsbesitzer der Provinz es aufgeführt. Zunächst ist es bestimmt, die nachgeborenen Söhne jener bevorrechteten Besitzer in sich aufzunehmen, aber der edle Gemeingeist, der den Adel beseelt, hat frühzeitig dafür gesorgt, daß, auch wo in nächster Umgebung und auch wohl weiter hinaus der gedemüthigte und verarmte Träger eines ehrenwerthen Namens sich findet, er bereitwillig Aufnahme finde in diesen Hallen, deren Eingang das älteste Adelswappen in der Provinz, vereinigt mit dem Wappen des Herrscherhauses, ziert.

Komm, ich werde dich durch die Räume dieses Hauses führen. Bilde dir vor, daß dieses Haus schon zu unsern Zeiten existire. Hier, nach der stillen Seite des Parks zu, den dunkeln Taxusgängen und wehenden Buchenwipfeln zugewendet, liegen die Zimmer, die den Gelehrten, den Jüngern und Meistern

der Wissenschaft eingeräumt sind. Hier finden sich die Apparate, die Sammlungen, die Bibliothek. Kühle grüne Dämmerung waltet in den hohen einsamen Gemächern. O, mein Kind, welch eine süße Stille für den armen umhergetriebnen Sohn der Erde! Welch ein Asyl für den Geist, der da wirken will fern von dem Tumult der Märkte, dem Geschrei der Straßen, dem Gewühl der kämpfenden Tagesinteressen. Hierher zieht sich der müde Weltmann zurück, der Philosoph der Salons, hier ordnet er seine Erfahrungen und Maximen und legt sie in Werken nieder, die die Literatur bereichern, indem sie ihr Muster der Anmuth des Stils zugleich mit den Gebilden aus einer höhern Gesellschaftsphäre übergeben. Dem Adel, der in der Intelligenz der Zeit nicht mehr nachbleibt, sondern vorschreitet, ist vor allen Dingen eine so edel begründete und so feste Muße-Existenz nöthig. Der Beamtenstube, der Caserne ist manches müßige, unzufrieden hinschmachtende, in vergeblichen Anstrengungen sich abarbeitende Leben entrisen. Aber wir wollen keine Müßiggänger heranziehen; darum ist's Gesetz, daß Jeder am Schlusse eines gewissen Zeitraumes Früchte seiner Thätigkeit vorzeige. Aus den Zimmern der Gelehrten führe ich dich über diese lichte heitre Gallerie in die Gemächer der Künstler. Auch hier überrascht dich eine sich lebhaft äußernde Thätigkeit. Du betrittst mit leidenschaftlicher Theilnahme die Ateliers der Maler, der Bildhauer. Staunend fragst du: Wo sind denn plötzlich diese Genien aufgetaucht? Nicht plötzlich, mein Engel; diese schaffenden Talente waren immer da, doch es fehlte ihnen der

Raum und die Zeit sich zu offenbaren. Jener Maler — du bist ihm oft begegnet — war in eine enge Uniform geschnürt, war ein unnützer und lächerlicher Krieger, der mit Widerwillen und nur um sich der Nahrungsorgen zu entschlagen, den Militärstand wählte; jetzt athmet er frei in dem Bereich, das ihm zugewiesen. Jener Bildhauer? — Du kennst auch ihn — du hast ihn oft an unserem Fenster vorübergehen sehen, ein Bündel Acten tragend, gebückt und gepeinigt, fast erliegend unter der Last einer Existenz, die er verwünscht, die er aber gewählt hatte, weil sie ihm ein standesgemäßes „Glend“ sicherte. Und nun der Dichter! Sieh dort sein feuriges Auge glühn! Erinnere dich des bleichen Mannes, in das enge grüne Röckchen geknüpft, mit den interessanten, aber von Kummer und nie geklagtem Gram früh gefurchten Zügen, wie er um eine kleine Bedienung unter meinen Forstbeamten nachsuchte, anfangs mir einen falschen Namen und dann stotternd seinen wahren Namen nannte, ein Name, der oft in Marmor und Erz auf unsern vaterländischen Monumenten, in Kirchen und Rathhäusern eingegraben steht, und ich ihn erschreckt und verwundert fragte, wie er dazu komme, in diesem Aufzuge und um ein solches Amt zu werben. Besinne dich, welch eine jammernswerthe Erzählung er uns gab? Wie er uns bekannte, daß ihn nicht endendes Mißgeschick verfolgt und ihm und den Seinen jede Schmach, jede Erniedrigung, die eines Mannes Seele empören, das Herz eines Weibes unter blutigen Thränen brechen muß, geworden sei, wie er jetzt seinen letzten Versuch

make, das Gefühl und den Gemeingeist seiner Standesgenossen wachzurufen. Wie beschämt stand ich da! Unser kalter, egoistischer, an den Höfen der Fürsten entarteter Adel, wie wenig mußte er von seinem einst ihm ausschließlich eigen gewesenen Gemeingeist noch im Busen hegen, daß solche Fälle vorkommen konnten. Im Triumph führte ich meinen armen bleichen Bittsteller in diese Räume ein. Hier zeigte es sich nun, daß ich der Nation einen Dichter gerettet hatte, einen Dichter, dessen Geist von ungemeiner Kraft und Schönheit war. Der Arme, er hatte das kleine Försteramt gesucht, lediglich um in der poetischen Einsamkeit der Walde sich und sein Leid zu begraben.

Aber nicht allein als Arbeitsstätte für das rüstige Mannesalter, nicht als Asyl für die letzten Tage des Greises, auch für die aufwachsende Jugend ist mein Adelshaus bestimmt. Hier ist die Schule der Sitten. Du weißt, wie unsre Salons jetzt unausstehlich sind, wie roh die Sitten geworden, wie jede feine Form, jede schöne Modellirung, die an die bewegliche Statue des Gesellschaftsmenschen die Hand der Kunst und der Anmuth legt, wie sie von einer mißverstandnen Doctrin verabscheut und zurückgewiesen wird. Der gesellige Verkehr, so wie er jetzt besteht, ist eine Anhäufung von unsittlichen und anmaßenden Elementen. Ich verstehe unter unsittlich nicht jene Indecenz, wie sie sich in lasciven Lizenzen im Zeitalter der verderbten französisch = englischen Gesellschaft documentirte, sondern die cynische Unsittlichkeit, die die gesellschaftlichen Formen als Heuchelei und Unnatur verachtet und durch Grob=

heit und Insolenz sich den Rang einer ascetischen Würde und Tugend geben will. Der Adel muß wieder zeigen, daß er „Meister der Sitte“ ist. Von ihm aus muß neu die zarte Rücksicht gegen Frauen, die persönliche Eleganz und Liebenswürdigkeit im Umgange, die Verleugnung des rohen Egoismus und der bäurischen Derbheit in die Gesellschaftsformen übergehen. Die Revolution und später das Militairregiment Napoleons, der von ihm ausgehende Casernenstyl im Umgange beider Geschlechter und in der Gesellschaft hat die Sitten maßlos verschlechtert, und die modernen Brutus = Grimassen unsrer jungen Zerrissenheitsmänner und Freiheitsdeclamatoren haben das schon Schlimme noch mehr verschlimmert. Wir kommen nur noch zusammen, um uns gegenseitig zu zeigen, wie sehr wir einander mißfallen. Das muß natürlich aufhören, wenn irgend von gesellschaftlichem Zusammenleben die Rede sein soll. Die Gesellschaft wie der Staat hat ihre Disciplin, die straff und stark gehandhabt sein will. Ein sich Unterordnen, ein sich Verleugnen muß, wenn das Individuum mit gutwilliger Einsicht nicht selbst sich dazu versteht, von der Corporation „erzwungen“ werden. So muß man auch heutzutage die guten Sitten erzwingen. Die härteste Strenge werde dabei angewendet; bei der Licenz, die jedes Band lockert, ist sie ganz an ihrem Plage. Mit der Erziehung muß jedoch schon angefangen werden, und darum siehst du auch hier einen Theil der Insassen meines Adelshauses beschäftigt, die Jugend auch nach dieser Seite hin zu bilden. Fürchte nicht, daß ihr die Grundsätze

eines Chesterfield eingeübt werden; unsre Zeit ist so reich an wahrem Sittlichkeitsgefühl, dieses Gefühl ist so sehr das Gemeingut aller Classen und Stände geworden, daß die Verirrungen einer überfeinen Gesellschaftscultur nicht mehr zu befürchten sind. Aber freilich der verwilderten Generation wird Manches wie Uebertreibung aussehn, was keine ist; jede „feine“ Sitte wird ihr schon als eine „frivole“ erscheinen. Diesem Vorwurf zu begegnen, müssen freilich unsere Reformatoren gewappnet sein.“

Hermance legte das Blatt lächelnd bei Seite und sagte dann nach einer Pause: „Dein Adelshaus ist ganz nach meinem Sinne gegründet, nur will ich dir zu bedenken geben, ob nicht durch ein solches Institut gerade das befördert wird, was die Zeit allmählig verbannen will, nemlich daß der Standesgeist, oder mit einem unedleren aber schärferen Ausdruck der Kastengeist, noch schroffer als bisher ausgebildet wird.“

„Mein liebes Kind,“ rief Paul, „was du Standes- oder Kastengeist nennst, ist meiner Ansicht nach und wenn man die Sache auffaßt, wie sie aufgefaßt sein will, grade etwas unsrer Zeit sehr Nöthiges. In einem wohl und fest gegliederten Staate sind die einzelnen Stände streng in ihren Pflichten und Berechtigungen abgeschlossen, und ein sogenanntes philosophisch-kosmopolitisches Durcheinander, ein Gemisch von Humanität und Menschenrechten ist recht eigentlich der Verderb jeder staatlichen Vereinigung. Der Adel soll sich als Stand fühlen, und die übrigen Stände müssen wissen, wo er zu finden ist, wenn

er in seinen Pflichten fehlt, in seiner Stellung zurückbleibt. Mögen die andern Stände ihre Ehre und ihre Stellung eben so wahrnehmen, alsdann wird's uns allgemeine Beste wahrlich nicht schlimmer stehen. Was ist damit gewonnen, wenn wir den Adel, wie es theilweise jetzt schon geschieht, mit den übrigen Ständen vermischen? Ein Zwitterstand, der nirgends zu Hause ist, der die Anmaßungen aller Stände mit dem revolutionären Princip der rohesten Pöbelmassen verbindet."

"Der Adelsstolz ist mir immer höchst widrig und verächtlich erschienen," sagte Hermance.

"Nicht der Stolz an und für sich," entgegnete Paul, "ist verdamnungswerth, sondern sein Gegenstand macht ihn dazu. Der Edelmann, wie ich ihn mir denke, soll stolz sein; er soll es sein auf den großen Besitz und den ehrenvollen Namen, den er führt, er soll es sein auf die staatliche Stellung, die schon seine Vorfahren einnahmen und die er nunmehr einnimmt, er soll es endlich sein auf das Vertrauen, das die übrigen Stände ihm schenken und dessen Zeugniß in den oft harten, immer aber mit Selbstverleugnung und Aufopferung verknüpften Pflichten ruht, die ihm zur Förderung des allgemeinen Wohles auferlegt sind. Ein Adel freilich, der Nichts hat als den Namen, der mit seiner Existenz auf dem Allgemeinen lastet, nicht es trägt, der in Müßiggang und hochfahrender Thorheit seine Tage verbringt, der darf freilich nicht stolz sein; allein der Mann der Pflicht, der Treue und der anererbten Macht, der soll und

darf stolz sein, und in diesem Sinne möchte ich den Adelsstolz eher noch nähren als ihn zurückdrängen. Indem ich die armen und stimmellosen Edelleute im Staate verschwinden mache, hebe ich die reichen und stimmehabenden. Ueberdies habe ich diesen erhöhten und gesteigerten Corporationsgeist nöthig, um ihn als Haupthebel in der Gesetzgebung meines Adelshauses anzuwenden. Vom Stande aus, der sich als Stand fühlt und geltend macht, müssen die Gesetze ausgehen, die dem Institut Leben und Dauer verleihen. Wenn der Adel auf seine Kosten einer großen Anzahl seiner Mitglieder eine sorgenfreie und ehrenwerthe Existenz zusichert, so hat er das Recht, gewisse Gesetze und Verordnungen ausgehen zu lassen, denen Folge geleistet werden muß. Darin unterscheidet sich auch meine projectirte Vereinigung von jenen im Mittelalter und bis auf die neueste Zeit hin noch herrschenden halb geistlichen, halb weltlichen Ritterorden, die auch mit dem Cölibat belegt waren. Diese Genossenschaften hingen in der Feststellung ihrer Organisation von einem äußern Willen ab, Papst und Kaiser theilten sich in der Befugniß, über sie zu gebieten und sie zu schützen. Nicht so mein Adelshaus. Vom Adel selbst und nur von ihm allein gegründet und geschützt, erhebt es sich fest auf dem Fundament der staatlichen Bedürfnisse unsrer Tage gegründet, der Forderungen, die eine fortgeschrittene Zeit an den Adelsstand richtet. Fürst und Kirche können ihrerseits, wenn sie die Brauchbarkeit des Instituts eingesehen, dasselbe begünstigen, aber seinen eigentlichen Lebensnerv ihm rauben oder geben können sie da nicht,

denn nur der Adel allein kann des Adels Stütze und Helfer sein heutzutage; nur der in der ursprünglichen Idee zu seiner ersten Reinheit, Würde und Macht sich selbst hinleitende Stand kann gesetzgebender und gesetzvollstreckender Körper sein in der beabsichtigten Vereinigung. Es erschiene ja sonst höchst anmaßend, daß der Adel sich herausnimmt, einigen seiner Mitglieder den ehelosen Stand aufzuerlegen, daß er andern das Recht, ihren Namen zu führen, streitig macht; wo wäre Grund und Entschuldigung für ein solches tyrannisches und scheinbar willkürliches Verfahren zu finden, wenn nicht die Standesehre, die Gesamtvernunft der Corporation zum Besten Allerspräche. Nur wenn der Stand einsieht, daß Alle verloren sind, wenn nicht Einzelne geopfert werden, nur dann darf zum Vollzug der allerdings harten Maßregeln geschritten werden, die hier beabsichtigt werden. Diese Maßregeln sind hart, ich gebe es zu, aber lange nicht so hart und grausam als die Correctionsmittel, die die öffentliche Meinung ausspricht und anwendet. Es ist hart, auf das Glück der Ehe und des Familienlebens verzichten; aber es ist tausendmal härter, ein geliebtes Weib, eine zahlreiche Familie durch alle Schmach einer bürgerlich angefochtenen und gedrückten Existenz schleppen zu müssen. Es ist hart, gezwungen zu sein, einem schönen angeerbten Namen zu entsagen; aber es ist noch viel härter, diesen Namen zu führen, versunken in das tiefste Elend, gegenüber dem Hohn des Adels. Forschen wir etwas genauer, welch ein Motiv es ist, daß die zahllosen politischen Apostaten in unserm Stande jener

nivellirenden liberalen Partei in die Arme wirft? Wir finden, daß es die erschütterte politische Basis ihrer Existenz ist, der Krieg, den Armuth und Hochmuth, ein berühmter Name und eine vollkommen machtlose Stellung im Staate mit einander führen. Auf der andern Seite sehen wir, daß ein gewisser matter, zu allem Ja und Amen sagender Servilismus, der den Glanz und die Macht der Fürsten wahrlich nicht erhöht, ebenfalls aus jenen Besitz- und Stimmellosen unsres Standes sich herleiten läßt."

"D wie sehr hast du recht in diesen Worten," rief Hermance lebhaft. „Die trostlosen Servilen, die ganz marklos Socialen unsres heutigen Adels sind mir noch viel mehr zuwider als die, die, ihren Adel als ein Schandkleid abwerfend, in die unterste Pöbelclasse wie in die ihnen zukommende Sphäre sich begeben."

"So laß uns denn jetzt fürs Erste die Pforten unsres Adelshauses schließen," sagte Paul, indem er die Zeichnungen in die Mappe zurücklegte. „Die Stunde unsres Spazierganges ist gekommen; wir müssen heute den Hof des armen Anderson in Augenschein nehmen. Lege nur in deinen Korb einige kleine Geschenke und Erfrischungen für das kranke Weib, die, wie du neulich mir gestandest, dich so lebhaft an Melanie erinnert."

"Ja," entgegnete Hermance; „es ist seltsam, wie das hochmüthigste und das demüthigste Geschöpf sich einander körperlich

ähnlich sehen können. Das Auge Melanie's, dieses kalte, strenge, verweisende Auge steht mich hier an aus dem sanften und leidenden Gesicht einer armen kranken Bäuerin. Sieb Acht, mit dieser Mirjam, wie sie sich nennt, hat es noch irgend eine ungewöhnliche Verwandtniß."

"Du nimmst," bemerkte Paul, "die Romantik deiner großen Städte mit hierher in die patriarchalischen Einöden Westphalens. Sie paßt hierher nicht." Hermance gab lächelnd und kopfschüttelnd den Arm ihrem Führer und beide eilten den langen dunkeln Baumgang hinab, der auf das Feld und ins Dorf führte.

Achtes Capitel.

Paul errichtet ein Denkmal einem — Bauern.

"Gnädiger Herr, der alte Voigt ist diese Nacht gestorben," begann der Amtmann eines Morgens seinen Bericht und setzte dann nach einer kleinen Pause hinzu: „es war ein Mann, der wohl werth der Achtung und Liebe war, die die Gemeinde ihm zollte."

„Ihr habt ihn genauer gekannt, Amtmann?“

„Man kennt sich wohl, wenn man Haus an Haus mit einander lebt. Uebrigens war der Verstorbene ein Halbbruder meiner seligen Frau.“

„Warum ließ er sich so selten sehen? Ich erinnere mich, den weißköpfigen Alten nur ein paar Mal zu Lebzeiten meines Vaters auf dem Schlosse erblickt zu haben.“

„Gnädiger Herr, das hatte so seine eignen Gründe. Der selige Herr mochte den Voigt nicht, und der Voigt war nicht der Mann, dort sich hinzudrängen, wo man ihm nicht mit der gehörigen Achtung, wie er sich ausdrückte, begegnete. Denn mein alter Verwandter war auf seine Weise stolz. Der ganze Streit und Aerger zwischen dem seligen Herrn Baron und dem alten Voigt schreibt sich von der Zeit her, wo der selige Herr das Cabinet steinerner Merkwürdigkeiten anlegte und in der Umgegend Steine sammeln ließ. Der Voigt brachte ihm eines Tages einen ganzen Sack voll Steine, die, als der Baron sie besichtigte, seinen großen Zorn erregten. „Voigt,“ rief er, „Ihr habt mir da gewöhnliche Feldsteine gebracht; was soll ich mit denen?“ „Herr,“ entgegnete Jener, „ich wollte nur damit sagen, daß Gott einen Stein wie den andern geschaffen hat, und daß man, wenn man einmal Steine sammelt, auch die Feldsteine nicht außer Acht lassen soll.“ Der Herr Legationsrath gingen auf diese Gründe nicht ein und geruhten sämtliche

Steine aus dem Fenster zu werfen. Dies wurmte den Voigt gewaltig, denn unter den Feldsteinen hatte er das Bauernvolk verstanden und meinte, diese wären einem Baumeister so recht eigentlich die nützlichsten Steine. Aber der Herr Baron wollten kein Baumeister sein, sondern nur ein gelehrter Curiositäten-sammler. Dies verstand der Voigt nicht. So gingen denn Beide hinfort ihre eignen Wege. Als Sie, gnädiger Herr, zum erstenmal zur Beichte gingen, erschien der Voigt auf dem Schlosse und überreichte der Frau Baronin einen großen Blumenstrauß; seitdem hat man ihn dort nicht wieder gesehen."

"Ihr habt ihn wohl in der letzten Zeit, wo er krank war, gepflegt?" fragte Paul.

"Ich und der Herr Pfarr," entgegnete der Amtmann.
 „Wir pflegten ihn sorgsam."

Paul hörte mit Freude Gotthards Namen nennen; er wußte jetzt, daß der Voigt eine tüchtige Natur gewesen sein mußte, denn Gotthards Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln konnte nur einer solchen gelingen. „Erzählet mir noch etwas mehr von eurem alten Verwandten!" sagte er zum Amtmann.

"Ich wollte, gnädiger Herr, Sie hätten ihn in seinen guten Tagen gesehen, wie er auf seinem Hofe saß und die Bebrängten und Hülfsuchenden zu ihm kamen in ganzen Schaa-ren, nicht allein von benachbarten Höfen, sondern selbst von

fremden Dörfern her. Ein Voigt hatte damals große Gewalt, und wenn er sich mit den Bauern einerseits und mit den Behörden andererseits gut zu setzen wußte, so konnte er Manches ins Werk richten, was selbst der Gutsheerrschaft nicht durchzuführen gelangt. Mein alter Verwandter war aber ganz der Mann dazu, seine Macht so weit wie irgend möglich auszu dehnen. Obgleich nur ein simpler Bauer und keinerlei Gelehrsamkeit mächtig, verkehrte er doch ganz trefflich mit den gelehrten Herrn und wußte vor Gericht seine Worte so gut zu setzen, daß es eine Freude war. Mit den Bauern war er dann wieder Bauer. Kam von oben her eine Strafe dictirt, so vollzog er sie nicht schleunig, sondern ließ erst die Uebertreter des Gesetzes zu sich kommen, erklärte ihnen den Fall und erst, wenn dann nochmals gegen das Gebot gesündigt wurde, kam er mit der Strafe. Auf diese Weise rettete er die, die nur aus Unwissenheit gefehlt hatten. Wer Schuldforderungen hatte, kam zuerst zu ihm, ehe er sich an die Gerichte wandte, und der Voigt beschied dann die Verschuldeten, um sich mit diesen zu berathen. Wo er Leichtsinns sah, kam er streng hervor, wo aber wirkliches Elend sich zeigte, da half er und gab oft das Unentbehrliche selbst aus dem Hause. Eben so wenn sich ein Streit erhob, so sah man ihn mit den Gemeindegästen an den Ort hingehen, wo der Handel auszumachen war, dort hörte er beide Theile und machte billige Vorschläge. Selten war's, daß die Leute sich hierbei nicht beruhigten; ging jedoch der Eine oder der Andere doch zum Gericht, so gab der Voigt ihm sein Gutachten über

den strittigen Fall mit, und allemal nahmen die gelehrten Herrn auf dieses Gutachten genaue Rücksicht. Zahllose Proceffe sind auf diese Weise vermieden worden. Kam die Zeit, wo die Steuern eingetrieben wurden, so wußte er sehr wohl, welchem Bauer das Zahlen gerade jetzt schwer oder gar unmöglich fiel; er schwieg daher mit seiner Forderung und kam erst dann wieder hervor, wenn er wußte, daß der Bauer Geld eingenommen hatte. Dann borgte er aber auch nicht eine Stunde weiter, denn dem Faulen oder Leichtsinrigen Vorschub geben und Nachsicht beweisen schien ihm eine arge Versündigung an dem Fleißigen und Redlichen. Die Verbesserungen in der Feldercultur, die oft so leichtsinnig von oben her anbefohlen werden, fanden an ihm keinen bereitwilligen Vertreter und Verbreiter; obgleich er nicht störrisch an dem Alten festhielt, mochte er das Neue doch nur in dem Falle annehmen, wenn dessen praktischer Nutzen eine gründliche Verbesserung nicht allein in Hoffnung stellte, sondern auch sicher gewährte. In diesem Falle war er nicht zu täuschen. Er kannte die Vatererde wie seinen eignen Herd, und sein treues Gedächtniß gab ihm genau die Jahre des Mißwachses an und dessen Ursache. Eben so wie das Land kannte er auch seine Bewohner. Es gab weit und breit in der Runde keinen Hof, dessen Eigenthümer irgendwie Heimlichkeiten vor ihm hatte: er wußte um den Hausstand, um die Familie des Eigners, um die Hoffnungen und Wünsche. So auch war ihm manche heimliche Unthat, manches üble Thun, das nie ans Licht gekommen, wohl bekannt; er warnte und bekehrte im

Stillen, so daß Strafe und öffentliches Aufsehen glücklich vermieden wurden. Unserm alten Pfarrer gab er oft den Text zur Predigt, so lange der alte Herr sich noch Etwas sagen ließ und sich um die Dinge im Dorfe kümmerte. Kurz, mein lieber gnädiger Herr, gab es irgendwo einen Vater und Freund der Gemeinde, einen Berather und Helfer in jeglicher Noth, so war er es, und ich möchte keinem bösen Buben rathen einen Stein auf sein Grab zu werfen."

"Und wo fände sich auch wohl ein solcher!" rief Paul.
 „Wenn der Mann allgemein verehrt war, so wird er auch keine Widersacher gehabt haben."

"Er hatte dennoch welche. Als der selige Herr Legationsrath von seiner letzten Reise heimkehrte, brachte er einen kleinen geputzten und sehr leutseligen Mann mit. Dieser sollte gleichsam dem alten Voigt die Stange bieten und ihn nach und nach aus den Mäulern und Herzen der Leute vertreiben. Dies neue Herrchen war lauter Lieb' und Milde; er drang in den Baron, die alten Kirchenstrafen abzuschaffen, damit die hübschen Weiberchen und Dirnen im Dorfe nach Lust und Gefallen sündigen könnten. Der alte Voigt aber hielt streng auf die gute Zucht, und ich habe erlebt, daß er einer Dirne, die mit ihrem Gelde sich einen gutmüthigen Burschen zum Ehemann gekauft, selbst den Kranz vom Haupte riß. Dann tastete das Herrchen auch an unsre Armengesetze und wollte da auch in lauter Milde und Freundlichkeit die Leute zu Tagedieben und

Spitzbuben machen. Des Voigts Grundsatz war aber: „die Armuth muß schimpflich sein.“

„Wie!“ rief Paul, „hatte der gerechte Mann solche ungerechte Aussprüche?“

„Nicht ungerecht, gnädiger Herr. Wer den Bauersmann kennt, wer über das nachgedacht, was bei uns schimpflich und was bei uns ehrenvoll heißt, der wird dem Urtheil des Voigts auch hier beipflichten. Rechte und tüchtige Armengesetze und Verordnungen sind die Seele der Gesetzgebung auf dem flachen Lande. In den Städten mag Manches anders sein, obgleich die Städte auch wohl gut thäten, hie und da von uns zu lernen. Bei dem Bauern ist's Ehre, sein Brod nicht geschenkt zu erhalten; ein gesunder, fleißiger Mensch ist nie arm. Ihr solltet nur sehen, Herr, wie man bei uns zu arbeiten versteht. In der letzten Erndte sah ich die Frau eines Heuermanns, der außer Landes dem Verdienst nachging, selbst mähen und binden, und dabei hatte sie ihr Kind in die Furcht gelegt, wo es so ruhig wie in der Wiege schlief. Nach einer Weile legte sie die Sense nieder, setzte sich auf eine Garbe nieder, gab dem Kinde die Brust und mit zufriedennem Lächeln sah das gesunde, frische Weib auf ihr Glück und ihre Schätze. Wer so thätig ist, weiß, was es heißt arbeiten. Aber freilich, wenn wir erfahren, das daß Elend in unsrer Nähe Platz genommen, ist's leichter mit weichlichem unthätigen Mitleid Almosen zu spenden, als selbstthätig der Quelle des Uebels nachzugehen, Lagen und Verhältnisse zu prüfen und zu sondern.“

„Es ist wahr!“ rief Paul; „der Mann kann mit seinem Spruche doch Recht haben.“

„Er hatte Recht, gnädiger Herr, das beweist, daß kein wirklich Armer ihm zürnte, nur die Vagabunden waren ihm gram, die so leicht das Ohr des mildthätigen Reichen durch ihre Lügen für sich gewinnen. Wir haben aber leider noch eine gute Anzahl dieser böswilligen Müßiggänger, und diese sind's, die das Andenken des alten Voigts verunglimpfen. Zu ihnen gesellen sich die fremden Patrioten, die seit einiger Zeit sich hier und da in den Schenken sehen lassen und dem Bauern predigen, ihn zum Unverstand und zum Aufruhr reizen.“

„Ich habe von diesen Patrioten keinen bemerkt,“ rief Paul.

„Sie wissen noch nicht, wie sie mit Ihnen daran sind, gnädiger Herr;“ entgegnete der Amtmann, „und diese Vögel sind vorsichtig. Ganz im Geheimen treiben sie ihr Werk. Noch heute sah ich zwei aus der Schenke unten am Bach treten, sie fragten mich, wo die große Straße nach dem Marktflecken läge, und die Straße lag doch dicht vor ihrer Nase. Es war eben bloß, um mit mir anzubinden. Der Voigt wußte sie überall aufzuspiüren und wegzutreiben. Jedes falsche und böse Spiel war vor seinem Blicke unverborgен. Der Himmel weiß, wie er's anfing, aber er wußte eben Alles.“

Paul sah den Amtmann, der im Eifer für seinen alten Freund ganz warm sich gesprochen hatte, mit einem lächelnden

Seitenblick an und sagte dann sehr ernsthaft: „Ja, auf das Grab dieses Mannes gehört ein Stein.“

Der ehrliche Alte sperrte Mund und Augen auf und hielt die Hand ans Ohr, als hätte er nicht recht gehört. Paul wiederholte seine Worte und setzte hinzu: „und zwar werde ich selbst es sein, der diesen Stein —

„Aufs Grab wirfst!“ schrie der Amtmann, im Schrecken allen Respect vergessend. „Gnädiger Herr — ich, ich — mit Ihrer Erlaubniß — ich möchte es nicht dulden.“

„Wie, Schaub, Sie wollen es nicht dulden, daß ich Ihrem Freund eine Ehre erweise?“

„Eine Ehre, Herr, wenn Sie Steine auf sein Grab werfen!“

„Werfen? Wer spricht von Werfen? Ich sagte, daß ich ihm einen Stein aufs Grab setzen lassen werde; einen Ehrenstein — ein Denkmal; damit auch unsre Kinder einst wissen sollen, daß da ein braver Mann begraben liegt. Vorausgesetzt daß alle Ihre Nachrichten völlig wahr und gegründet sind, worüber ich noch heute den Pfarrer befragen will.“

„Befragen Sie jedes Kind im Dorfe, gnädiger Herr!“ rief der Amtmann in voller Freude. „Ich habe nicht zu viel gesagt. Wenn Sie nicht erst so kurze Zeit hier wären, hätten Sie Alles dies selbst hören können.“

Paul hatte allerdings sich schon sehr genau mit dem Wesen und dem Charakter des Verstorbenen bekannt gemacht. Eine

Persönlichkeit und Wirksamkeit wie die des alten Bauern, den die Gemeinde jetzt verloren hatte, wäre dem aufmerksamen Blick unsres Freundes nicht entgangen, wäre sie auch weniger auffällig oder bekannt gewesen. Er fand es nur für gut, den Amtmann über diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Was er jetzt hörte und später auch noch von Gotthard bestätigten ließ, brachte schnell den Plan zur Reife, den er schon lange bei sich gehegt, er wollte nemlich, da er sich jetzt als Oberhaupt, als Vater der Seinen betrachtete, auch ein geistiges Urtheilstribunal, so weit ein solches sich in dieser Sphäre geltend machen lassen konnte, errichten; er wollte seiner kleinen Gemeinde Gelegenheit geben, eine öffentliche Meinung auszusprechen; dadurch gedachte er das Band zwischen sich und seinen Bauern noch fester zu knüpfen. Nicht blos das materielle Interesse sollte sich gemeinschaftlich auf beide Theile bindend erstrecken, auch geistige Beziehungen konnten und durften stattfinden. Ein Fall, wo ein Urtheil, das die Gemeinde gefällt, vom Gutsherrn bestätigt werden mußte, lag jetzt vor. Paul hätte die Gelegenheit, eine Demonstration in seiner Weise zu geben — und er liebte, wie wir schon öfters bemerken konnten, die Demonstrationen sehr — nicht besser erwarten können, als er sie hier fand. Von dem leidenschaftlichen Wunsche beseelt, das Glück der Seinen zu gründen, ihre Liebe und ihr Vertrauen sich dauernd zu erwerben, ging er jetzt froh ans Werk, seinen Bauern zu zeigen, wie viel ihm daran lag, daß derjenige, den sie ehrten und liebten, auch von ihm geehrt und geliebt werde,

daß das, was ein redlicher Mann an seinem ihm angewiesenen Plage gewirkt, in seinen Augen Verdienste waren, eben so gütig und anerkennungswerth als jene vielfach belobten und gerühmten Thaten, die einen größern Wirkungskreis und mehr Beobachter zugetheilt erhielten. Der alte Voigt war der Typus eines ächten westphälischen Bauern der guten, tüchtigen Zeit, derb in Wort und Geberde, aber durch und durch ehrlich, treu und goldrein in Gewissen und Gesinnung. Solch ein Mann war nach Pauls Ansicht aller Ehren werth, und sie sollten ihm auch werden. Er entwarf schnell eine Zeichnung, die er durch einen Boten in die Stadt zu einem ihm wohlbekannten geschickten Steinmetzen schickte. Das Denkmal sollte nicht, wie viele Denkmale heutzutage, auf sich warten lassen. Es sollte am selben Tage eintreffen, wo das Erndtefest gefeiert wurde. Dieses Fest war auch eine neue, von Gotthard, Lindsried, dem Amtmann und Hermance gebilligte und mit ihrer Hülfe angeordnete Feierlichkeit. Zwar hatte immer an diesem Tage ein Erndtefest bestanden, aber die alten Gebräuche dabei waren nach und nach in Abnahme und Verfall gerathen, manche erlaubte und die Menge beschäftigende Lustbarkeit war einem trübseligen Verbesserungs- und Aufklärungsseifer gewichen, mancher alte Gebrauch als Aberglauben verschrieen und verstoßen. Gotthard aber, und mit ihm Paul, war der Meinung, daß dem Volke in seiner glücklichen Naturnähe, gleichsam an ihren Brüsten liegend, die süßen Ahnungsschauer nicht genommen werden dürften, die sich als Sagen und Glaubensgebilde in

dem sonst so einförmigen und schmucklosen Leben des Landmannes verkörpert. Die Religion, die einzig wahre und ächte, der das Volk bedürftig ist wie des Brods zum Leben, wurzelt in diesem Naturleben, als in ihrem eigentlichen Boden. Die Aufklärung und die eitle Wissenschaft unsrer Hypercultur, die in den naturfernen und combinirten Verhältnissen unsres Städtelebens ihren Sitz hat, schneidet, wenn sie hier ihr Messer ansetzt, gerade die edelsten und gesündesten Fruchtkeime der Volksbildung und Volksreligion aus. Wenn die Religion sich heutzutage mit der modernen Philosophie zu dem Zweck dieser Verstümmelung verbindet, so zeigt sich nur hierdurch, daß sie sich die Kraft, die Geister auf dem rechten Wege zu erhalten, nicht mehr zutraut. Eine in ihre vollen Rechte eingesetzte und mit ihrer ganzen Kraft wirkende Volksreligion braucht nicht vor dem unschädlichen Aberglauben des Volkes zurückzubeugen, im Gegentheil, sie wird diese Naturmystik, dieses Anbeten des geheimnißvollen, in der Tiefe aller Erscheinungen ruhenden Symbols, so wie es der ungebildete aber empfängliche Sinn des Landmanns auffaßt, als ein Mittel mehr gebrauchen, die Herrschaft über die Geister und Gewissen, die ihr zusteht, zu begründen. Dies war Gotthards Ansicht, und er veranlaßte Paul, alle alten vergessenen Gebräuche, so weit sich dies in veränderten Ortsverhältnissen thun ließ, neu wieder einzuführen. Wir haben schon gesehen, daß auf Schloß Brunswick noch die Weise der Väter so ziemlich bestand, was die Zusammenkünfte und Feste der Familie betraf; es war dies auch der Fall im

weiter ausgedehnten Gebiete, im Leben der Gemeinde und Hölse; sehr große Aenderungen waren also nicht nöthig. Unter den Volksbelustigungen, die in ihre alten Rechte völlig wieder eingesetzt wurden, gehörte besonders der Tanz. Der sogenannten Aufklärung der ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts war es gelungen, den Tanz der Bauern als unsittlich zu verschreien; der Pietismus vollendete später das mißverständene Verständigkeitsprincip und machte den unschuldigen Tanz nun gar zur Sünde. Der Legationsrath hatte, seinem Bruder Lorenz zu Liebe, den Tanz, wo er es nur irgend durchsetzen konnte, ganz verboten. Pauls Mutter, die liebevoll aber schwachsinzig war, hatte eine Erziehung genossen, die ihr den Bauern, sein Leben, sein Leid, seine Freude als Gegenstände erscheinen ließ, unwürdig jeder Betrachtung und Fürsorge. Sie war gewohnt, Alles roh und widrig zu finden, was bäuerliches Leben oder bäuerliche Verhältnisse betraf. Ihr gutes Herz und ihr von Natur edler Sinn hatten sie jedoch abgehalten, geradezu jene vornehme grausame Theilnahmlosigkeit und Kälte zu zeigen, die jedes Vertrauen, jede versuchte Anhänglichkeit im Keime tödtet. Sie war es jetzt auch, die ihrem Sohne zuerst Recht gab und sich seinen Neuerungen fügte. So viel Nachgiebigkeit von Seiten seiner Mutter hatte Paul kaum erwartet, um so lebhafter freute er sich dessen. Auf seine beiden Oheime machte er von vorn herein keine Ansprüche. Der Major war in dem Maaße schwach und hinfällig geworden, daß er sich kaum mehr außerhalb seines Zimmers sehen ließ, und Onkel Lorenz war

felsten auf dem Schlosse gegenwärtig; er hatte in der Nachbar-
 schaft auf dem Landgute eines befreundeten Edelmanns einen
 kleinen frommen Conventikel gestiftet, in dessen Mitte er sich auf
 seine Weise mit Predigt und Liederfingen wirksam zeigte.
 Wenn er zu Hause war, so vermied er Gotthards Nähe, der in
 seinem scharfen, bestimmten Wesen ihm geradezu zuwider war.
 Gotthard seinerseits that auch Nichts, den schwächlichen Alten
 für sich zu gewinnen. Mit seiner Tante hatte Paul neuerdings
 wieder nähere Verbindung angeknüpft. Sie war trotz ihrer
 lächerlichen Seltsamkeiten doch auch wieder so verständig und
 klug, liebte Paul so lebhaft und mochte so gern ihm auf seinem
 Wege folgen, daß unser Held, so viel sich's thun ließ, sie willig
 in seine Karten blicken ließ, das Spiel, das er Andern verbarg,
 ihr offen vorlegend. Auf die Einladung, zum Erndtefest zu er-
 scheinen, hatte sie geantwortet, daß sie kommen würde, wenn
 ihr „Zustand“ es nur irgend erlauben würde; dieses geheim-
 nißvolle Wort „Zustand“ brachte Paul zum Lachen. Er
 wußte, daß es eine Narrheit von seiner Tante war, immer den
 Verwandten und Freunden einbilden zu wollen, daß sie im
 Begriff stünde, eine Frucht ihrer Ehe ins Leben zu setzen. Diese
 Hoffnung, als sie zum erstenmal leise angedeutet, dann Herrn
 von Bolster ins Ohr geflüstert, endlich laut den Nachbarfrauen
 verkündet wurde, brachte die ganze Gegend in Aufruhr, und auf
 Schloß Brunswick wurde schon ein alter Familientag, der seit
 undenklichen Zeiten immer für solche Fälle im Kalender roth
 angestrichen war und der den vulgären Namen „der Storchens-

tag" führte, vorläufig zu einer Feier bezeichnet, wo die Familienglieder sich vereinigen und auf „die Hoffnung der Schwester Amelie" fröhlich beisammen sein wollten. Einige ältere Frauen schüttelten freilich die Köpfe und die Legationsrätin hatte ein langes Gespräch hinter verschlossenen Thüren mit dem Arzte, nach dessen Beendigung sie roth und erhist und mit einem Zug von Kummer und Schrecken wieder heraustrat. Bruder Anton ließ in seiner brüskten Weise sich vernehmen, indem er zu seiner Frau gewendet sagte: „Es soll mich doch wundern, wie der Husar es anfangen will ein Kind in die Welt zu setzen!" Diese Rede hatte die häßliche Bezeichnung Husar wegen des stark zunehmenden Schattens auf der Oberlippe der Tante Amelie, es wurde aber allgemein äußerst schonungslos gefunden, daß gerade der Major diese Bezeichnung brauchte und daß er sie brauchte bei einer so zarten und bedenklichen Angelegenheit. Nichtsdestoweniger lachte man doch über diesen Scherz, denn auf Schloß Brunswick ließ man keinen Scherz unbelacht vorübergehen. Einige Wochen vor dem Storchentag kam die Nachricht, daß Frau von Volter sich geirrt habe und daß diesmal Nichts von ihr zu hoffen und zu erwarten sei. Die Verwandten empfingen dieses Schreiben, als schon die Familienkutschen gepackt waren, und so fuhr man denn doch auf Schloß Brunswick, und der Storchentag wurde dennoch gefeiert. Denn Dank sei es der zahlreichen Sippschaft der Brunswicke, es fand sich eine junge Dame, die — nun die in gewisser Beziehung mit dem Zweck des Storchentags zu stehen behauptete.

Bei Eintritt des Winters und als der erste Schnee fiel, empfing die Legationsrätthin ein mysteriöses, mit großer Gefühlsaufregung abgefaßtes Schreiben, in welchem es hieß: „Meine Theure, denke an mich, wenn die weiße Leichendecke die Erde umzieht! Denke daran, daß ich dann vielleicht unter dieser Decke schlummre. Glaube mir, ich fühle mich nicht stark genug den großen Moment zu ertragen. O hätte ich nie den Brautfranz durch meine Locken geflochten! Traue meiner Versicherung, mein gutes Sulchen, die Ehe ist ein beneidenswerther, ein göttlicher Stand, aber sie legt uns Frauen schwere Pflichten, große Kämpfe auf. Meine Kammerjungfer sagte mir, daß sie heute Nacht geträumt habe, wie ein Rabe ein Kinderhäubchen in der Luft getragen. Ich bin, Gottlob, so verständig, an Träume nicht zu glauben, aber diesmal, wegen meines „Zustandes“, habe ich so miserable Nerven, daß das Kinderhäubchen und der Rabe mich doch entsetzlich afficirt haben. Lache nicht, gutes Sulchen; über eine Frau in meinem „Zustande“ darf man nie lachen.“ Die Legationsrätthin war auch weit entfernt vom Lachen, sie erschrak im Gegentheil heftig, da das zweimal unterstrichne Wort „Zustand“ sie wieder in die alten Befürchtungen und Qualen stürzte. „Also doch!“ rief sie und setzte sich rasch hin, um den Verwandten die neue Wendung der Dinge zu melden. Aber sie erhielt Antworten, daß man nicht kommen werde, weil man der Sache nicht traue. Dies war beleidigend für die Legationsrätthin; aber wie gedemüthigt war sie, als wirklich ein neuer Widerruf erschien, und Frau

von Bolter auf dieselbe sentimentale Weise wieder ableugnete, was sie einige Wochen früher behauptet hatte. Nun hatte sie aber auch bei Pauls Mutter alle Glaubwürdigkeit verloren, und keine neue Ankündigung wirkte mehr. Sie legte ruhig und lächelnd alle später einlaufende Briefe bei Seite, beantwortete keinen und ging jetzt offenbar wieder in ihrer Indifferenz zu weit, denn Frau von Bolter zögerte nicht, dieses Verfahren einer beisspiellofen Kälte und Lieblosigkeit zuzuschreiben, wobei sie jedoch nicht beachtete, welch eine Aufregung ihr erster Brief, der dieses jetzt so entwürdigte Thema behandelte, bei allen Verwandten und am meisten bei der Legationsrätthin bewirkt hatte.

Neuntes Capitel.

Das Erndtefest.

Es war ein besonders schöner warmer Tag, der das geputzte und bewegliche Völkchen beschien, das sich in dem zwei Stunden Weges vom Schlosse entfernten Dorfe versammelt hatte und Paul in der Heimat.

gleich nach dem Kirchgang den Anfang der besprochenen Festlichkeiten erwartete. Noch war der Platz, der zu den Spielen und zu manchen andern noch zur Zeit verhüllten Herrlichkeiten und Wundern eingezäunt war, für die Menge nicht geöffnet. Erwartungsvoll stand diese theils auf der Landstraße, theils auf dem nahe liegenden Baumaterial und Gerüsten gruppiert und warf neugierige Blicke auf die unten hin gebreitete Wiese, die im hellen Sonnenstrahl schimmerte und eine große Anzahl gedeckter Tische zeigte, mit weißen Tüchern bedeckt und mit Blumen geschmückt. Diese Tische, die in einem länglichten Viereck gestellt waren, schlossen einen etwas erhöhten Platz ein, auf dem sich eine junge Eiche erhob, die heute mit bunten Bändern, gleichsam wie mit flatternden Wimpeln, verziert war. Ein Tisch und ein Stuhl unter der Eiche deuteten schon an, daß hier etwas Feierliches, vielleicht eine Rede oder Predigt abgehalten werden sollte; der unter Tisch und Stuhl gebreitete Teppich steigerte jedoch die Erwartungen besonders hoch.

Als die letzten Glockentöne verhallt waren, sah man von der Kirche aus einen Zug daher schreiten. Vier Älteste, paarweise, traten voran, ihnen folgte der Amtmann, der eine verhüllte Tafel trug, dann kam der Vikar, begleitet vom alten Schloßkaplan, der eigends an diesem Tage von einem benachbarten Landsthe herüber gekommen war. In der Mitte des Zuges zeigte sich der junge Guts herr, von Paul und Gotthard geführt. Der Knabe ging still und die Menge mit aufmerksamen Blicken betrachtend einher; seinen kleinen Strohhut,

der mit Blumen geschmückt war, hielt er in der Hand. Die offenen und freundlichen Züge des Kindes machten einen wohlthuenden Eindruck. Mehrere von der Dienerschaft des Schlosses bildeten das Ende des kleinen Zuges. Als man vor das Gitterthor des Sauns kam, wurde dieses mit Feierlichkeit geöffnet und auf einen Wink des Pfarrers strömte jetzt die Menge herein, sich ruhig und in geordneter Ordnung verhaltend, denn auf Allen lag das Gefühl, als geschähe jetzt etwas sehr Ernstes und sehr Wichtiges. Der Amtmann stellte seine Tafel auf ein besonderes Gerüst, wo sie Allen sichtbar war, und auf ein Zeichen Paul's nahm er den Ehrenplatz am Tische ein und las mit lauter Stimme die einzelnen Paragraphen ab, die auf der Tafel enthalten waren. Sie enthielten in kurz zusammengedrängten Sätzen die neue Gemeinde- und Gutsordnung, die Paul im Verein mit seinen Freunden ausgearbeitet hatte.

Dieser Festtag war übrigens nicht neu. Die Aeltesten der Gemeinde erinnerten sich, daß auf diesem selben Plage vor etwa funfzig und mehrern Jahren zurück der Vater des Legationsraths die Aufhebung der Leibeigenschaft unter Ceremonien und vielen Reden hier verkündet hatte. Es war damals die Humanitäts- und Liberalitäts-Periode, und das Rousseau'sche System der Menschenrechte war, auf eine wunderliche Weise travestirt, auch hier in einem entfernten Winkel unseres cultivirten Erdtheils proclamirt worden. Paul konnte von jenen Bestandtheilen damaliger Gesittung und Ordnung, wie man sie dem Volke

aufzudrängen versuchte, Nichts brauchen. Diese Freiheitsphrasen, die sich auf Nichts basiren, diese philosophisch seinfollenden Maximen, die sich bei dem geringsten Versuch, ihre Wirksamkeit auf die Massen zu erproben, als unhaltbare bewiesen, endlich der schlecht verhehlte Hohn, der gegen Religion und alte ehrenvolle Sagen und Rechte sich aus dem Brunkte leerer Declamationen hervordrängte, machte dem redlichen und offenen Charakter des Enkels die tönenden Reformationsversuche des Großvaters verhasst. Er brachte ein wahres Bedürfnis zu helfen mit, der Großvater hatte nur Eitelkeit und Brunktsucht an den Tag legen wollen. Dennoch war der Platz beibehalten worden und dies erwies sich als eine sehr glücklich angebrachte Vorsicht, denn geschickt knüpften nun alte Erinnerungen die vorige Bedeutsamkeit des gleichsam geweihten Ortes an seine jetzige Bestimmung.

Es wäre zu weitläufig, sämtliche Punkte der neuen Gemeinde- und Gutsordnung hier anzuführen, es genüge die vorzüglichen Bestandtheile dieses Uebereinkommens zu bezeichnen. Der erste Punkt betraf die Kornpächte, die Zeitfristen, an denen das Pachtkorn abzuliefern war, das Recht des Gutsheeren, wenn die Verpflichteten den Termin versäumten; der zweite bestimmte die Hof- und Felddienste, der dritte die Naturallieferungen, der vierte zeigte an, wie viel Holz auf den einzelnen Höfen geschlagen werden durfte und welche Zeit zum neuen Anwuchs der Forsten bestimmt sein sollte. Der fünfte Para-

graph beschäftigte sich mit dem Schuldenwesen und gab an, in wie weit das Eigenthum des freien Höflers mit Forderungen zu belasten gestattet sein solle; der sechste und siebente ordnete die Gefälle, Abgaben und Begünstigungen bei Hochzeiten, Erbschaften, Kindtaufen. Hier gab es mehrere Unterabtheilungen, welche die Rechte, wie sie die Bauern unter sich schon seit einer langen Reihe von Jahren festgesetzt hatten, enthielten. Dazu gehörte das Uebereinkommen, daß das, was die Braut oder der Bräutigam in einen Hof gebracht, nie wieder zurückfiel; der überlebende Ehegatte hatte den Nießbrauch des ganzen Hofes und verlor ihn, wenn er sich wieder verheirathete, doch konnte der Gutsherr gewisse Jahre ihm zugestehen, im Fall die Kinder erster Ehe noch minderjährig waren, mußte jedoch das Gutachten der drei Dorfsältesten nachholen, die ihrerseits die Sicherheit stellten, daß der Hof in diesen Jahren nicht verwahrlost würde; waren aber keine Kinder vorhanden, so mußte der fremd eingekommene Theil, welcher zur andern Ehe schreitet, den Hof und das Hofgewähr dem nächsten Erben räumen. Was die Erbschaften betraf, so bestand das Gesetz, das Paul in seiner ganzen Schärfe erneute, den letzten Willen eines Erkrankten ohne Rechtskraft und Geltung zu erklären; Verlassungen und Vermächtnisse konnten demnach nicht anders als bei gefundenen Tagen in Person unter der Eiche und vor gehegtem Freihofe geschehen. Hiermit war zahllosen Proceßten und dem unwürdigsten Betrüge gesteuert. Ein Zusatz zu den Erbrechten sagte in sehr naiver Sprache: das jüngste Kind erbt, damit

die ältern aus dem Neste sind, wenn der Erbe wieder brüten will. — Die abgehenden Söhne erhalten Kost und Kleidung im elterlichen Hause bis ins einundzwanzigste Jahr, dann bekommen sie zur Aussteuer einen vollständigen Anzug und einen Malter Korn. Siebt ihnen der Vater mehr, so ist's sein freier Wille, verlangen darf der Sohn es nicht. Die Töchter, welche bis in ihr achtzehntes Jahr im elterlichen Hause frei unterhalten werden, bekommen, wenn sie dieses verlassen, einen Brautwagen. Das unbewegliche Gut, die Gebäude und Alles, was zum Hofgewähr gehört, darf bei diesen Ausstattungen nie angegriffen werden. Zur Erbschaft kommt Nichts als das vorhandene baare Geld, das unangeschnittene Linnen und das vorrätliche Silbergeräthe.

Mit großer Genauigkeit hatte Paul die Armengesetze ausgearbeitet. Hier war der Amtmann ihm von großen Nutzen gewesen; ebenso hatte er es in Berathung mit seinen Gemeinältesten durchgesetzt, daß seine Bauern künftighin sich von jedem kostspieligen Gerichtsgange fern hielten. Er wollte sie dazu bringen, ihn als ihren ersten und einflußreichsten Berather und Helfer anzusehen. Demnach nahm er für ein gewisses Jahrgeld, zu dem die Gemeinde beisteuerte, einen gemeinschaftlichen Advocaten an, der die Pflicht hatte, jeden Handel, bevor er an die Gerichte kam, zu prüfen und wo möglich zu schlichten. Hiermit war ein neues festes Band zwischen Gutsheeren und Gemeinde geknüpft. Betraf es einen geringern Streit, so ver-

ordnete Paul, daß Schiedsrichter, von den Bauern selbst gewählt, die Mißheiligkeit beseitigten. Diese Schiedsrichter mußten sich jeden Sonntag Nachmittag in einem besondern Zimmer in der Schenke versammeln und durften nicht eher trinken, bis sie sich zu einem gemeinschaftlichen Ausspruche vereinigt hatten. Ihrem Urtheilsspruche mußten die Streitenden sich fügen.

Der Inhalt der Tafel wurde in saubrer Abschrift unter Rahmen gebracht und an eine der Säulen zur Seite des Altars in der Kirche angeheftet, eine Abschrift erhielt der Gutsherr und eine der Amtmann oder der Voigt. An jedem Erndtetage wurde die Tafel in Feierlichkeit abgeholt und ihr Inhalt abgelesen.

Die Bauern hatten aufmerksam zugehört, der Vorleser hatte klar und deutlich und vor allen Dingen langsam seine Aufgabe gelöst. Der feierliche Moment war vorüber und hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Paul sah mit großer Zufriedenheit, wie die kurzgefaßten Sätze dem Auffassungsvermögen der Zuhörer sich innig angeschlossen und das Verständniß weckten, die regste Theilnahme überall hin verbreiteten. Der sonnenhelle Tag und die kleine in treuer Einigkeit versammelte Gemeinde, die tiefe Stille, die unter dieser Zuhörerschaft herrschte, machten auf sein leicht erregtes Gemüth den gewaltsamsten Eindruck. Er gelobte Gott in seiner Seele, diese schönen Augenblicke der Weihe nie zu vergessen und treu auf dem Wege

auszuharren, den er jetzt eingeschlagen. Gotthard, der jetzt an den Tisch trat, schien von einer ähnlichen Aufregung erschüttert, denn seine sonst so ruhige und feste Stimme bebte, als er die segnenden Worte des Friedens, die diesen feierlichen Act beschließen sollten, sprach. „Jetzt haltet nur treu an Gesetz und Ordnung, so wird Gott mit uns sein!“ rief er. „Arbeite Jeder, daß er in seinem Sinn und Herzen besser werde, dann wird der Gemeinde der Segen nicht fehlen. Erwartet das Heil nicht von auswärts: in eurem eigenen Hause, in eurer eigenen Brust, in eurem eigenen Gewissen wohnt es; ruft es mit Ernst und Sorge wach und es wird erscheinen. Bleibt treu dem Gesetze, damit das Gesetz wieder für euch treu sei. Seid arm und demüthig, denn dem Armen und Demüthigen hilft Gott. Laßt euch die Stimme der Welt nicht verführen; setzt ihr, wo sie sich hören läßt, euer eignes festes und starkes Vertrauen entgegen. Wenn sie voll Habgier und Gewinnsucht nach Schätzen und Reichthum verlangt, so seid stolz, daß ihr arm und genügsam seid, denn euch lehrt der Glaube, daß irdisch Gut, und wenn ihr dessen die Fülle hättet, nicht euer Gedeihen fördert. Laßt Andre schwelgen, ihr habt in eurer Armuth und im Entbehren den Frieden Gottes, den Jene nicht haben. Denn die Welt giebt nur, was sie zu geben hat; an dem Schluß wollüstiger Tage und schwelgerischer Nächte steht der Tod und das Gericht. Ihr, die ihr glaubt und wißt, daß Gott vergilt, ihr ertragt ein armes und gedemüthigtes Leben mit Freudigkeit, denn euere Tage, wie sie auch ausfallen

mögen, kommen von ihm, und er vergift. Die, die Wollust, Reichthümer und Ehren verlangen, wissen nicht, daß Gott unter seinen Geschöpfen mit Weisheit die Gaben seiner Güter vertheilte, daß ein zufriedenes Herz und ein demüthiger und gehorsamer Sinn alle Ehren der Welt und alle Schätze der Erde aufwiegen. So haltet denn fest am Glauben, am Recht und an der Ordnung! Liebt euch unter einander, stehet dem Armen bei, seid arbeitsam und achtet und gehorsamt den Obern, die Gott über euch gesetzt! Friede mit euch!" —

Während diese Worte gesprochen wurden und die Feierlichkeiten unter der Eiche ihrem Schluß entgegen gingen, standen auf einer Anhöhe oberhalb der Wiese zwei Männer, von denen der Eine, auf seinen Stock gelehnt, mit Lächeln niederschaute und der Andere mit großer Bedächtigkeit seine Tabaksdose öffnete und eine sehr feierliche und langsame Brise nahm. Der jüngere von diesen Beiden, der seine beobachtenden Blicke abwärts richtete, wandte sich jetzt zu seinem Gefährten, und indem ein sarkastischer Zug über sein breites, von Bart über und über bewachsenes Gesicht glitt, rief er: „Ha, was sagen Sie nun, Herr Leberberg? Ist unsre Reise nun umsonst gewesen? Haben wir nicht Menschen- und Länderkenntniß eingesogen?“

„Nennen Sie das Menschenkenntniß, ein Bauernfest mit anzusehen?“ fragte der Journalverleger in einem trocknen Tone. „Ich muß gestehen, ich sehe dergleichen lieber auf Kupferstichen oder in modernem Holzschnitt, was noch den

Vorthail hat, daß ich's zu Hause ansehen kann und mich nicht Lust und Weiter auszu sehen brauche."

"Sie haben kein Herz fürs Volk, Herr Leberberg."

"Ach lassen Sie diese Phrasen, Bester! Hier hört uns doch Niemand. Sparen Sie dergleichen für unser Journal auf!" entgegnete der Angeredete verdrießlich.

"Nun wie Sie wollen; es thut mir nur leid um Sie, daß Sie die Politik so im Kleinen treiben; daß Sie eben Nichts damit gewinnen wollen als Geld."

"Und wollen Sie denn etwas Anders mit ihr gewinnen?"

"Natürlich nicht, nein. Aber Sie können glauben, daß, wenn wir große Netze ausspannen, wir mehr fangen als mit kleinen. Darauf kommt's an. Sehen Sie zum Beispiel hier diesen Landedelmann, diesen kleinen modernen Feudalbaron, er wagt es seinem Häuflein Bauern eine Constitution zu geben, bevor noch sein Landesherr seinen Unterthanen eine gegeben hat. Ist das nicht ergötzlich? Und zwar ist dieser Baron Niemand anders als der junge schriftstellernde Vagabund, der vor einigen Monaten zurück an unserm Journal arbeitete. Man sehe, was das für Zeichen der Zeit sind."

"Wie?" rief Herr Leberberg erstaunt, "dieser Baron wäre jener junge Bursche, dem ich aufgab, nach einem gewissen Recepte Romane zu schreiben?"

„Danke wir Gott, daß er keine geschrieben hat. Lassen Sie sich erzählen, was ich durch meinen kleinen Spion Abraham erfahren habe. Dieser Baron ist reich, gleichsam kolossal reich, er hat in der Residenz unnütze und schwelgerische Tage hingebracht, wie alle Seinesgleichen; plötzlich fährt ihm das Fieber der Zeit in die Glieder, er verschenkt sein Vermögen — ich sage Ihnen, er verschenkt seine Reichthümer und wird arm, ganz arm, und wird ausgelacht, verb ausgelacht von aller Welt, besonders von seinen Standesgenossen — aber er duldet Alles, wissen Sie wohl weshalb?“

„Gewiß hat er sich in eine hübsche Bürgertochter verliebt und schüttelt nun Alles ab, was ihn an die Mesallianz erinnern könnte. Man kennt das!“

„Nein, man kennt das nicht, oder wenigstens Sie kennen das nicht. Sie stecken noch mitten darin in der Claren'schen Romanepoche. Wer zum Guckuck wird heutzutage noch aus Liebe Thorheiten begehen! Wie abgestanden und altbacken ist das! Nein, unser Baron verschenkt seine Reichthümer, um zu merken und an sich abzufühlen, wie es den armen und arbeitenden Classen zu Muthe ist. Deshalb greift er selbst zum Spaten und zur Lohnschreibefeder. Deshalb —“

„Oh — oh! oh! das ist eine unwahrscheinliche Geschichte!“ rief der Verleger des Argus.

„Nicht so unwahrscheinlich, wenn Sie sich etwas mit dem abgegeben hätten, was heutzutage die Köpfe und Gewissen der

Generation füllt. Ich sage Ihnen, als ich dies Alles hörte, so empfand ich etwas von dem, was man Achtung vor dem menschlichen Geiste nennt.“

Herr Leberberg sah Herrn Tribus mit großen Augen an, wie man Einen anblickt, der von einer Gespenstererscheinung spricht. Er begnügte sich jedoch eine Brise zu nehmen und dem großen Publicisten nicht zu widersprechen. Als dieser aber nach seiner auffallenden Erklärung hartnäckig schwieg und immer nach der Wiese hinabschaute, rief er endlich: „Aber wozu denn das Alles? Bringt das uns Geld ein? Können wir diesen Baron mit seinen wunderlichen Einfällen für unsere Küche schlachten?“

„Nein,“ entgegnete Herr Tribus, „er hat sich für seine Person unsrer Gerichtsbarkeit entrückt, aber das Feld, auf dem er arbeitet, das können wir benutzen, indem wir zwischen sein Unkraut unsern Weizen säen.“

„Wie soll das geschehen, mein Lieber?“

„Auf die leichteste Weise. Sie haben in den zwei Tagen die wir hier herum gestreift sind, ziemlich deutlich sehen können, welche Physiognomien das Land hat, so ziemlich ist dies die Physiognomie von ganz Deutschland, einige nördlich liegende Provinzen etwa ausgenommen. Dieser Baron, der, wenn Sie wollen, ein Phantast ist, von der glühenden Begeisterung für Menschenwohl und für die Veredlung seines Standes erfüllt

ist, hat sehr wohl mit dem untrüglichen Instinkt des rechtlichen Willens den Punkt heraus gefunden, von dem aus eine entscheidende Wirksamkeit auf's Volk geäußert werden kann. Er führt es zur einfachen Tugend, zur Ordnung, zur Arbeitsamkeit, zum Glauben zurück. Er wohnt selbst in ihrer Mitte und lebt und leidet und freut sich mit ihnen. Einem solchen Adel, das geben Sie mir zu, ist schwer beizukommen. Kein Zeitungsblatt, und wenn es der Engel Gabriel schriebe, könnte einer so festen Position irgend Etwas anhaben. Wie der Riese Anteus wird er immerdar Kraft aus dem Boden saugen, auf dem er fußt. Dabei hat der junge Herr in unsre Küche geschaut, er hat mit offenen Augen auch anderwärts hin seine Blicke gerichtet; er ist also kein Landjunker, der nie hinter seinem Ofen hervorgekommen, dem wir nicht weißmachen können, was uns beliebt. Solche Leute sind uns gefährlicher als der Born und die Censurscheere der Regierungen."

"Ich glaub's; aber wohin führt denn das Alles?"

"Sie sollen's gleich sehen. Bis jetzt hat man sich immer Mühe gegeben, dem Volk Politik zu predigen. Es versteht sie nicht. Wir haben mit unsern Demonstrationen, mit unsern kostbaren Zeitungsartikeln, die man nach der Elle messen konnte, Nichts ausgerichtet als ein großes Geschrei bei derjenigen Klasse, die Nichts hat, weder Stimme noch Besitz, die uns nur beipflichtet in der Hoffnung, daß, wenn wir das Haus räumen, sie dann einziehen können. Das

Volk ist für uns und seine sogenannten Rechte, wie wir sie ihm gezeigt, nicht aufgestanden — es hat sich nicht einmal gerührt — warum? Wie es nicht im fernsten begriff, was wir wollten. Man konnte ihm dies auch, ohne uns zu compromittiren, nicht deutlich machen; denn so ein gesunder Verstand, durch keine Künste der Sophistik noch bearbeitet, sieht gewünscht klar, und wir hätten, wenn wir deutlicher gesprochen hätten, uns der Gefahr ausgesetzt, mißverstanden, das heißt verstanden zu werden. Bei allen unsern Bemühungen erlangten wir also bis jetzt kein andres Resultat, als daß eine große Menge Festpokale und sonstiges Silberzeug auf Rechnung der Gesamtkasse der Patrioten an verschiedene fahrende oder sitzende Sprecher und Volksvertreter vertheilt wurden. Das Alles war, so lang es wirkte, recht gut, aber wie wir sehen, wirkt es fast nicht mehr. Die wirklichen Nebel, an denen unsre Administrationen, unsre Staatsinstitute kränkeln, werden auf gut deutsch im Stillen, ohne vieles Reden und Prahlen, von den ernstlich Wohlgesinnten, die heutzutage an dem Arbeitstische sitzen, nach besten Kräften gehoben oder wenigstens gemindert. Wir aber werden bald allein stehen und unsre gift- und geistprühenden Blätter selbst lesen und bewundern müssen. Wir sprechen hier unter uns; ich sage Ihnen das also ohne Maske und Floskel. So stehen die Sachen. Auf politischem Wege richten wir Nichts aus, aber wie steht's mit dem religiösen? Das sei jetzt unsere Frage. Das Volk, das deutsche besonders, ist in den innersten Tiefen seiner großen Massen

nur durch jene feinen Reizmittel zu erregen, die eine geschickte Hand tropfenweise dem zähen Stoffe beigiebt. Regen sie es auf, bringen sie es erst in Leidenschaft — dann wollen wir Politik predigen, und Sie sollen sehen, welch ein anderes Resultat wir zu Tage fördern."

"Aber wir haben ja irreligiöse Schriften genug schon publicirt."

"Irreligiöse! es sollen gerade keine irreligiösen sein. Im Gegentheil recht religiöse. Wir müssen uns, mit einem Worte, in Apostel verwandeln, die mit Prophetenzungen das rechte und wahre Heil verkündigen."

"Nun gut. Mir ganz recht! So schreiben Sie denn solche Bücher."

"Bücher und immer Bücher! Mit Büchern ist's nicht gethan. Das Volk liest nicht oder wenigstens nicht genug. Uebrigens wollen wir keine Bücher, sondern Handlungen, Thaten. Es muß Etwas geschehen — es muß thattsächliche Demonstrationen geben, und die erhalten wir nur, indem wir den Pöbel fanatisiren."

"Den Pöbel, aber das ist nicht das Volk."

"Ich weiß; aber das Gesindel der großen Städte soll uns auch nur statt der unwirksam gewordenen Zeitungsblätter dienen. Das Volk erfährt durch diese Excesse, was es auf keinem andern Wege erfahren würde, weil es unsre Blätter

nicht lieft. Es nimmt nun Partei, es schwagt und zankt sich, und dann kommen wir dazwischen, erklären und deuten, wie wir erklären und deuten wollen. Da ist dann gleich Wirkung da. Was den Patrioten nicht gelingt, das gelingt den abtrünnigen Priestern, die das Schisma und den Glaubenszweifel unter die Menge bringen. Indem dem Volke gelehrt wird, es müsse gegen jede Art von Zwang in Waffen treten, so wirkt es mit dem religiösen Zwang auch den politischen weg; indem man ihm zeigt, daß jeder Priester eine unwahre oder geheuchelte Lehre vorträgt, raubt man geschickt der Religion die Stütze, die sie gemeinschaftlich mit dem Staate hat. Indem man der Religion verbietet, Entsagung und Demuth zu predigen, indem man ihre Glaubensdogmen über den Haufen wirft, macht man geschickt die lüsterne Hand stark und keck genug, um nach den Schätzen der Erde zu greifen. Sind wir erst so weit, dann ist Alles gewonnen."

„Recht gut, aber —

„O, Sie mit ihrem ewigen Aber!" rief der Journalist heftig. „Lassen Sie uns schnell dort zu dem Theil der Wiese hinein, wo man tanzt. Dieses glückliche Völkchen tanzt noch! Es hat wirklich noch Zeit zu tanzen! Sehen Sie, wie die rüstigen Bursche ihre Mädchen herumschwenken! O Himmel, ich werde sentimental. Wenn ich so Etwas sehe, könnte ich wünschen, ein Hirte Theokrits zu sein, oder im Stalle als göttlicher Sauhirte auf duftendem Kuhhautpolster zu ruhen."

Die beiden Männer gingen hinab und mischten sich dem Erndtereigen bei. Herr Leberberg gab sich große Mühe, Paul unter der Menge herauszufinden, endlich entdeckte er ihn, wie er eben, eine junge Dorfnymphen im Arm, den Reihen hinabwirbelte. Man konnte nicht wilder und nicht rascher tanzen. Herr Leberberg schüttelte den Kopf und sagte zu seinem Nachbarn: „Er scheint ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller, aber ein sehr guter Tänzer zu sein.“

„Wer ist die alte Dame im weißen Kleid und in der Spitzenhaube, die dort dem jungen verlegen lachenden und bunt aufgeputzten Bauernburschen die Hand zum Tanze reicht?“ fragte Tribus einen älteren Mann neben sich.

„Das ist unsers Schloßherrn Mutter,“ rief der Gefragte in frohem Tone. „Sie ist sonst nie zu unserm Erndtetag gekommen; aber heute kam sie und tanzt sogar. Unser junger Herr hat der alten Frau keine Ruhe gelassen. Der junge Bursche ist unsers Amtmanns Sohn, der wohl die Ehre zu schätzen wird wissen.“

„Eine schöne Ehre!“ rief Herr Leberberg. „Ich würde, statt mich mit der alten Frau zu behängen und ihr als lebende Krücke zu dienen, lieber eine der jungen frischen Dirnen gewählt haben, die dort unter der Eiche stehen.“

Der Bauer antwortete hierauf nicht, aber in seinen Mienen drückte sich der lebhafteste Unwille aus, und Herr Tribus

sagte leise zu seinem Gefährten: „Sie beleidigen ohne Noth die Leute. Was kommen Sie da mit Ihrer alten Frivolität ange-
rannt? Wozu das? Sie haben nicht den Pöbel unsrer Städte
vor sich. Hier steht uns die wahre Volkssouveränität gegen-
über, das unverfälschte reine Herz, das immer und überall ge-
hletet, mag es vom Hermelinmantel oder von einem Kittel ver-
hüllt werden.“

„Schon gut,“ entgegnete der Gescholtene verdrießlich.
„Lehren Sie mir übrigens nicht, wie ich eine Idylle anzusehen
habe. Ich befinde mich hier auf einem Gebiete, das mehrere ge-
müthliche Autoren unsrer Nationalliteratur mit Glück bear-
beitet haben. Aber, Freund, sollten wir auch vor Taschendieben
sicher sein? Wollen wir lieber etwas weiter aus dem Gedränge
heraustreten.“

„Wenn ich ganz aus Gold wäre,“ rief der Journalist,
„ich würde hier ruhig Tag und Nacht stehen bleiben, ohne zu
befürchten, daß man mich forttrüge.“

„O Bester, dann würde ich Sie stehlen. Ja ich. Aber
freilich,“ setzte er schalkhaft lächelnd hinzu: „Sie sind ja aus
Gold, ich habe Sie schon gestohlen und meinen Raub in Sicher-
heit gebracht!“ Mit diesem Scherze entfernten sich Beide, um
irgend wo an den Tischen einen Platz zu erobern, wo sie Theil
an dem ländlichen Mahl nehmen könnten.

Unter den Vergnügungen, die im Laufe des Abends noch
an die Reihe kamen, gehörten auch eine Anzahl altwestphälischer

Minnelieder, die Gotthard entdeckt und in neue Weisen gebracht hatte. Dieser naive und rührende Volksgefang trug viel dazu bei die Freude zu erhöhen und ihr einen poetischen Reiz zu geben. Während der Mond sich über das Fichtenwäldchen erhob und seinen Glanz über die Wiese hinstreute, klangen die Stimmen mit bezaubernder Wirkung in den dunklen Abendhimmel hinauf. Es war die Liebesklage eines verlassenen Mädchens, das ihrem fernen Geliebten die Vögel und die Sterne als Liebesboten sandte. Die Wendungen der Romanze waren so einfach, die Melodie so lieblich, der Hauch von Sehnsucht und tiefer Klage, der über das Ganze hinwehte, so mächtig das Gefühl erfassend, daß Hermance sich der Thränen nicht enthalten konnte, die sie an Pauls Halse weinte, der still und sein glückliches Weib in den Armen haltend der Scene zuschaute. Der Knabe drängte sich fest an sie und der Schein der fernen Fackeln beleuchtete die Drei mit einem röthlichen Schimmer.

Als nach dem Gesang der Tanz wieder begann, sagte Paul zu Hermance: „Wie sehr ist das, was wir Tanz nennen, von dem verschieden, was hier so heißt. Wie grausam ist's, dem Landmann dieses Vergnügen zu rauben oder zu verdächtigen. Nur wer da sechs mühselige Arbeitstage im Schweiß des Angesichts thätig gewesen, weiß, was es heißt, den siebenten zu rasten und den Becher der Freude zu schlürfen. Wir, die wir ohne Hunger essen, ohne Müdigkeit schlafen, wir vergnügen uns auch, ohne das Bedürfniß der Erholung zu fühlen. Uns den

Tanz rauben heißt nur unter den vielen Arten von Langeweile und Zwang eine hinweg nehmen. Wir wissen den Tanz nur zu würzen, indem wir das Gift der Intrigue dem unschuldigen Vergnügen beigesellen und dadurch es zu einer Thorheit und zu einem Laster machen. Nur hier ist die Freude wirkliche Freude, nur hier der Genuß wahrer Genuß.

Als die stillern Stunden der Nacht kamen und das junge Volk sich bereits zum Heimgehen anschickte, führte Paul und Gotthard alle Festtheilnehmer in jenen Theil des Fichtenwäldchens, wo er das Monument für den Voigt hatte errichten lassen. Der Mond streute sein Licht gerade über den Platz und beleuchtete den einfachen Grabstein, der in Form eines Würfels behauen war und oben einige ziemlich geschickt gearbeitete Embleme zeigte. Es lag da ein Aehrenbündel neben einem Stundenglase und einem aufgeschlagenen Buche. Paul erklärte diese Zeichen als auf die Wohlthätigkeit, die Klugheit und die weise Eintheilung der Zeit für die Geschäfte deutend, Eigenschaften, die den Verstorbenen hauptsächlich geziert. Gotthard setzte hinzu, daß Jedem, der sich einst eben so wie der Heimgegangene um die Gemeinde verdient machen würde, eine ähnliche Auszeichnung nach dem Tode zu Theil werden könne. Der Einzelne solle nur trachten, da, wo Gott ihn hingestellt, seine Pflicht zu thun und seinem Nächsten beizustehen, ihn im Guten zu fördern. Die Ältesten traten nach dieser Rede an das Denkmal heran und Jeder legte einen grünen Zweig darauf. In

manchen greisen Antlitz sah man Thränen blinken. Es wurde dann ein Lied angestimmt, dessen voller Chor durch die Einsamkeit des Haines in erschütternden Klängen hintönte.

Paul kehrte erst spät in der Nacht mit Hermance ins Schloß zurück.

Behtes Capitel.

Der Genius am Grabmonumente.

Der Platz im Fichtenwäldchen war schon ganz leer geworden, als noch ein einsamer Schatten im Mondlichte sich in den Gängen hin und her bewegte, bald an einen der jungen Baumstämme gelehnt stehen blieb, bald in schnellern Schritten den schmalen Pfad hineilte, dann aber wieder in unbewegter Stellung seine Blicke dem Himmel und dem Spiel der Wolken an der Mondscheibe vorüber, zuwandte. Dieser verlassene Wanderer war Gotthard. Der junge Pfarrer liebte es so in Nacht und Einsamkeit über Feld zu streifen, oder sich in die dunkeln Gänge des nahen Wäldchens zu verlieren. Er fand hier keine Beobachter, die spähend seine Schritte verfolgten; wenn es solche

in dieser harmlosen und glücklichen Umgebung gegeben hätte, so wäre es nicht unbekannt geblieben, wie der nächtliche Wanderer oft lange Monologe führte, oft abgerissene Liederverse vor sich hin sang, oft mit einer wilden und unheimlich flüsternden Stimme gewisse Namen rief, Namen, deren einstige Träger schon längst in dunkler Stätte ruhten. Es waren jene Jugendfreunde, die in einem bewegten Leben, in Irrthum und Laster untergegangen waren, deren feurige unzählbare Herzen an dem Geheimnisse unserer Existenz sich wund gekämpft und verblutet hatten. Ihnen widmete der Genosse ihrer einstigen Erdentage diese nächtlichen Erinnerungsstunden. Aus der Enge seines Studierzimmers hervorgehend, trat er, wenn er nur einige Schritte zurückgelegt, auf den freien Waldplatz, und hier im Angesicht des ungeheuren Sternendoms, dieser prachtvollen Nachtkirche der Schöpfung, gegen die jeder irdische Bau in Trümmer sinkt, erhob er seine Seele zu den kühnen Flügen, die seinem starken Geiste, seiner schwärmenden Sehnsucht Bedürfniß geworden waren. So oft, wenn die heißen Stunden des Kampfes ihn inmitten enger Stadtbehausungen befallen hatten, im düstern Winkel hoher Mauern eingeklemmt, hatte er sich aufs Land hinausgeträumt, auf eine Haidefläche oder auf eine stille weite Wiese. Hier stand er nun auf dem Boden, den er sich gewünscht, hier wehte der frische Athem der Nacht um seine Wangen, der nur auf dem Lande so balsamisch und voll seine Segnungen verbreitet; hier umgab ihn jene tiefe lautlose und doch von tausendfachem Leben geschwängerte Stille, die die

nächtliche Landschaft so geheimnißvoll und zugleich so segensreich für das einsam grübelnde Gemüth macht. Wenn er hier seiner Jugend gedachte und der Tage, die nicht mehr waren, so faßte seine Seele Schmerz und Andacht. Er erhob sich im Gebet und sprach glühende Fürbitten für seine unglücklichen Freunde aus. Wie hab' ich's verdient, rief er, daß ich errettet ward, daß meine suchende Seele allein fand, wessen sie bedurfte? O und ihr Freunde, die ihr dahin ginget in Zweifel und Unglauben — blicket ihr jetzt auf mich herab aus jenen Höhen, geläutert, befriedigt und besänftigt? Habt ihr für meinen Triumphgesang anstatt Lächeln des Beifalls nur Thränen tiefen Bekümmernisses? Seht ihr mich, der ich mich für geborgen halte, noch immer weit entfernt vom Ziele, das ich erstrebe? Ja — ja — ich lebe noch, also folglich bin ich noch in Irrthum und Sünde befangen. —

Die düstern Jugenderinnerungen, denen sich der einsame Waller dahin gab, führten ihn, wie Geister der Nacht, immer tiefer in das Dunkel des Wäldchens. Er stand jetzt in der Nähe des Monuments und sein Blick, über die Steinfläche hingleitend, gewahrte anfangs undeutlich, dann immer bestimmter die Züge eines jugendlichen weiblichen Kopfes, der am Stein lehnte und unbeweglich wie dieser, dem Lichtstrahl des Monds ausgesetzt, ruhte. Die Gestalt war in ein einfaches weißes Gewand gehüllt, ein Tuch, welches das Haupt umhüllte hatte, lag auf die Schultern herab gesunken, die Hände waren im Schooß gefaltet und die Blicke, wie schon beschrieben, dem

Himmel zugewendet. Ein Bildhauer, der den Genius der Trauer und der Demuth an einem Grabmale hinstellen beauftragt worden wäre, hätte kein geeigneteres Modell auffinden können als dieses, welches ihm hier die Natur unaufgefordert selbst darbot. Die junge Bäuerin, denn Gotthard erkannte sie jetzt, schien, als der Schwarm der übrigen Festgenommenen sich verloren hatte, hier zurück geblieben zu sein, um in Stille und Gebet dem Andenken des Verstorbenen ein geeignetes Opfer zu bringen. Es war jene Bauersfrau, deren Herzmance zu Paul Erwähnung that, als dieser sie aufforderte einige Stärkungsmittel in das Dorf zu tragen. Sie rechtfertigte vollkommen die vortheilhafte Beschreibung, die die Gutsherrin von ihr gemacht. Lang und schwächlich emporgewachsen, war sie in ihrem Aeußern eben so verschieden von den andren Bäuerinnen, wie sie es ihrem Charakter und ihrer ungewöhnlichen Sinnesart nach war. Aus der nördlichen Grenzgegend eingewandert, nannte sie das Volk „das Kind der Haide“. Wer ihre Eltern waren, wußte man nicht, oder wenigstens man kümmerte sich nicht darum. Man hatte sie in Begleitung eines alten Hausirers erscheinen sehen, der sie sein Pflegekind nannte und dem sie bis an seinen Tod die zärtlichste Pflege und Liebe widmete. Als der Alte todt war und sie einsam blieb, war die Noth gewesen, die Hülflose aus dem Dorfe zu verweisen, da nahm sich ebenfalls ein Greis ihrer an, der kinderlose Bauer Anderson. Nach Jahr und Tag wurde sie sein Weib. Das junge schlanke Wesen nahm sich auffällig genug neben der

gebeugten und zusammengefallenen Gestalt ihres Gatten aus, aber man hörte nicht, daß die Ehe, die kinderlos blieb, unglücklich gewesen wäre. Das „Kind der Halbe“ waltete in der kleinen Hütte ihres jetzigen Beschützers eben so segensreich und still geschäftig, wie sie früher dem wandernden Haushalt ihres Pflegevaters vorgestanden hatte. Man hörte sie nie klagen, obgleich ihre Gesundheit sichtbar litt und, der Himmel allein wußte, unter welch einem geheimen Kummer, fast zu erliegen drohte. Freunde und Verwandte hatte sie nicht, sie schien auch den Umgang menschlicher Wesen nicht zu bedürfen. Wenn sie nicht in Gesellschaft ihres alten Mannes erschien, so sah man sie immer allein und oft in sehr einsamen Gegenden umherschweifen. In dieser Liebhaberei traf sie mit unserm Pfarrer zusammen, und es konnte nicht fehlen, daß beide sich auf ihren einsamen Excursionen über kurz oder lang begegnen mußten. Dies geschah, und der Pfarrer fühlte alsbald ein lebhaftes Bedürfniß, dem scheuen und seltsamen Geschöpfe, das die Wohnungen der Menschen floh und die Einöde suchte, näher zu treten. Es war dies kein leichtes Unterfangen. Mirjam, so hieß die junge Frau, schien von allen Männern ihrer Umgebung keinem geflüchtlicher auszuweichen als gerade dem Pfarrer. Ihre Blicke, wenn er sich ihr nahte, drückten Schrecken und Furcht aus, sie zitterte, wenn er ihre Hand faßte, und seine sanften wohlgemeinten Worte erschütterten sie dergestalt, daß eine dunkle Röthe ihr Antlitz übergieß und ihre Blicke starr am Boden hafteten. Dieses nächtliche Zusammentreffen, unter so

Paul in der Heimat.

ungewöhnlichen Umständen, mußte also, so fürchtete Gotthard, besonders aufregend auf die arme Kranke wirken, und dies besorgend zog er sich bereits wieder in den tiefern Schatten des Gehölzes zurück, als er plötzlich von einer sanften und wohlklingenden Stimme seinen Namen rufen hörte und nun sah, wie Mirjam ihre Arme, gleich einer Flehenden, Hülfesuchenden, nach ihm ausstreckte. Er eilte hervor und kaum hatte er die Rufende erreicht, als er sie in Krämpfen gebrochen an seine Brust niedersinken fühlte. „Was fehlt dir, Weib!“ rief er, „bist du krank?“

Der Ton seiner Stimme rief ihre Lebensgeister wach; sie wandte sich eilig ab und wollte entfliehen, doch Gotthard hielt sie zurück, indem er mit ernster Stimme sagte: „Bleib! Steh mir Rede, was dein sonderbares Thun und Treiben bedeutet. Bist du ernstlich krank, so flieh nicht die Wohnungen der Menschen, sondern suche Hülfe bei ihnen. Warum bist du nie gekommen und hast meinen Rath, meinen Trost in Anspruch genommen?“

„Weil,“ — entgegnete das junge Weib — und ihre Mienen nahmen einen Entsetzen erregenden Ausdruck an — „weil an deinen Händen Blut klebt.“

Gotthard sah sie bekümmert und schmerzvoll an und sagte dann lächelnd: „Du irrst, ich habe Niemanden gemordet.“

„Du nicht!“ rief sie in einem wilden Tone. „Aber du

sammelft das Blut des Ermordeten in Schaalen und zeigst es vor aller Welt."

Gotthard erschrak. Das seltsame Weib machte in diesen wenigen Worten, die wie der Ausspruch eines Wahnsinnigen klangen, einen erschütternden Eindruck auf seine Phantasie. Er faßte sich jedoch und sagte mild: „Ich weiß, worauf du mit deinen Worten deute, Weib; aber bedenke, daß die Lehre unsrer Kirche diesen Gebrauch vorschreibt. Uebrigens weißt du wohl, daß jener Altarwein das vergossene Blut, mithin den Veröhnungstod unsers Herrn versinnbildete."

„Vergossenes Blut!" rief das bleiche Weib und schauderte zusammen. „Es ist kein Blut vergossen worden. Tod! Tod! Es ist kein Tod — er ist nicht gestorben! O wenn ich diesen schwarzen Blutstreck aus der Welt tilgen könnte! Siehst du denn nicht, Priester und Mann, du Starker und Einsichtsvoller, du von Büchern und Menschen Unterwiesener, siehst du denn nicht, daß Er nicht sterben konnte; daß die ganze blutige Sage von seinem Tode nur ein böses Märchen ist, um unsre Seele zu Tode zu ängstigen, so wie man Kinder fürchten macht!" —

Gotthard hörte diese Worte mit freudiger Verwunderung. Er begrüßte eine leidenschaftliche und entflammte Seele, und dieses Auffinden machte ihn glücklich. Er, der nie seine Wohnung verließ, ohne das Verlangen brennend in seinem Busen

zu fühlen — Menschen zu finden — Menschen mit Seele und Herzen, die von innerm Feuer glühten — er sah sich jetzt einem armen verzweifelnden Geschöpfe gegenüber, das seine Sehnsuchtsflammen mit dem ganzen Ungestüm einer Erweckten gen Himmel lobern ließ. Er setzte sich auf die Stufen des Monuments zu der Erkrankten nieder, faßte ihre kalte Hand in die feintige und sagte mit einem düstern Ernst: „Was sagst du, Weib! Willst du dem Geiste der Propheten, dem Worte der Offenbarungen widersprechen? Hat man dir nicht gesagt, daß sie ihn ins Grab legten? daß er aus diesem Grabe jedoch wieder erstand?“

„Ja!“ rief Mirjam, „und dieses Grab war voll Blumen, und Engel saßen auf seinen Stufen. So war es. Aber Blut! der böse Vorgang dort auf dem Hügel! die vielen Männer im Eisenkleid, die todtfranke Mutter — das weinende Weib — nein! das Alles hat sich nicht ereignet. Das haben die Menschen, die immer Blut und Schrecken sehen wollen, das haben die dunkeln, finstern, blutdürstenden Menschen erfunden. Ich weiß es, denn einer der Engel, der am Grabe saß, sagte es mir. Unser Herr ist von der Erde gegangen in voller Lieblichkeit und Schöne. Die böse Welt damals brauchte den Tod und die Marter, um die rohen Menschen zu zügeln; wir aber haben diese schwarze finstre Sage nicht mehr nöthig, für uns ist's genug, daß er uns liebte und seine göttliche Lehre uns hinterließ. Für uns ist das blumenduftende Grab, für uns die milden und friedelächelnden Engel — für uns ist kein Tod, kein Blut,

kein trauriges Hinfsterben am schauerlichen Kreuze!“ — Die Züge der Sprechenden nahmen einen verklärten Ausdruck an, als sie diese Worte sprach. Gotthard sah mit forschendem Blicke in ihre thränenfeuchten Augen und sagte dann: „Du hast einen Engel gesprochen? Wo sahst du ihn?“

„Wo? — ach könnte ich Ort und Stunde angeben! Ich kann es nicht. Aber in einer der Nächte, die ich hier einsam auf diesem Plage, noch lange vor dem als man beschloß, diesen Denkstein hier aufzurichten, zubrachte, wurden, indem ich in das verschwindende Licht des Himmels sah, die Thore desselben mir plötzlich geöffnet und aus der unendlichen tiefblauen Ferne herüber sah ich einen Glanz zu mir niederschweben, der wie ein wunderbar mildes Leuchten mein brennendes Auge kühlte. Ich empfand Etwas wie Melodie in meiner Seele; es schwebte und schwankte und wie auseinanderfallende weiße Rosen goß sich ein Strom milchweißer Flocken auf die dunkeln Fichtengipfel nieder. Da stand ich auf, breitete meine Arme aus, riß das Gewand von meiner Brust und sog mit dem Athem des Herzens das Wunder ein, das sich mir in blühender Fülle nahte. Ich war beschämt und staunend, als ich einen lieblichen Glanz, fast wie ein menschliches Wesen gestaltet, in dem klaren Luftmeer vor mir heben sah, wie die weiße Glockenblume an ihrem dünnen Stengel hebt. Es fielen Schleier über mein Haupt, sieben weiße Glöre, einer immer funkelnder als der andere; es war wie blitzender, kalter Schnee. Ich zuckte auf und preßte

die Hand auf mein brennendes Herz. Da hob die Erscheinung ihre Hände, und es war mir als würde ich geküßt auf Mund, Stirn und Brust. Ich weinte vor Entzücken. Jetzt brachen, wie aus dem Meere blaue Lichter, so hier klingende Stimmen aus dem schimmernden Lichtgebilde. Diese Stimmen redeten zu mir von jenen Zeiten, die nicht mehr sind, von jenen Tagen, die wie goldne Früchte vom Baum des Lebens abgefallen sind, von jenen Schmerzen und Entzückungen und Wundern, die die Erde sah, als der Sohn Maria's auf ihr wandelte. Da vernahm ich, wie schwer die Menschen sich in Irrthum und Rohheit an jener schönen paradiesischen Zeit versündigt haben, indem sie ihr den dunkeln Blutmantel umhingen. Sie war licht und hell. Der große Sabbath, von dem die Propheten geweissagt, von dem müde Könige geträumt und bedrängte Weisen in Hoffnung hingedeutet, dieser große schöne Ruhetag des Herrn mit seinem Glockengeläute und Festesanzügen war erschienen. Alles war Ruhe, Erholung und Feier. Der Herr redete und saß bei den Seinen! Wie lieblich! Durch volle Kornfelder schritten Engel in weißen silbernen Gewändern, und in blauer Luft, hoch oben auf blumenweißen Morgenwolken fuhren die Priester, die Könige und die gottseligen Weisen der alten Welt einher. Aus der Erde brachen klingende Ströme und rauschten in flüssigem Glockenspiel dahin; aus den Felspalten knospeten Erze und Edelsteine, auf dem Meere flogen Kränze und Wasserlilien dahin, ohne daß man wußte, welche Hand sie warf. Alles Spiel, Alles sonntägliche Freude, Alles Glück und Sabbath-

freude. Der Herr war da! — Die alte Erde, sie hatte ihre sechs schweren Arbeitstage überstanden, nun war der Sonntag da und der Herr. Wollt ihr bösen Menschen nun kommen und aus diesem Sonntag, diesem hellstrahlenden Fest- und Ruhetag der Welt einen blutigen dunkeln Begräbnißmorgen machen, mit Leichentüchern und Grabeswänden?"

„Du bist eine Träumerin, Weib!“ rief Gotthard. „Glaubst du, weil du den Tod hinwegwünschst aus der Welt, er wirklich auch fortbleiben wird?"

Sie senkte das Haupt auf die Steinplatte und seufzte tief zusammenschauernd: „Der Tod ist schrecklich! — Ich will — ich will nicht sterben. Der Engel hat mir versprochen, daß er mich von der Erde fortnimmt, ohne daß mein Körper mit Grab und Leichengewand in Berührung kommt. Er hat's versprochen und er wird Wort halten.“

„Du bist krank. Es giebt keine Engel, die zu uns sprechen.“

Das bleiche Weib sah ihn mit durchdringendem Blicke forschend an und sagte: „Es giebt keine Engel? Und das sagst du, Priester und Mann?" — Sie beugte sich zu ihm herüber und rief geheimnißvoll flüsternd: „Komm morgen um die zweite Stunde nach dem Abendmehlgeläut dort auf die Wiese und ich will dir zwei liebliche Knaben zeigen, deren Namen keine irdische Zunge ausspricht.“

„Das sind Träume,“ rief Gotthard,

„Ja wohl Träume!“ entgegnete das Weib. „Gott läßt seine Heiligen träumen. Der schwere Schlaf der Sünder allein ist ohne Träume. Ich bin keine Heilige — ich bin nur ein armes gedrücktes Kind, das auf dieser dunkeln Erde voller Schrecken und Drohungen nicht weiß, wohin flüchten, und das sich unter einem Zipfel von Gottes Mantel lebend versteckt. Um mein blutend Kinderherz zu heilen, sendet mir Gott jene Gespielen oder jene Träume, wie du sie nennst. Aber, Priester, komm morgen. Ich will dir meine Freunde zeigen. Aber hüte dich, die Zeit nicht zu verfehlen. Wenn der Mond wie eine große kalte feuchte Blumenglocke aus der schwarzen Blätterkapsel der Nacht bricht, wenn er auf der Haide steht und wie nach der Hand sich umschaut, die ihn pflücke, dann tritt mit mir aus den nächtlichen Gebüsch hervor und du wirst die ganze Wiese voll heller Engelnaben sehen. Dann wollen wir mitten in ihre Kreise hineinflattern. Wir wollen die weißen Flügel kühlend an unsre Wange schlagen lassen und tausend liebliche Augen wie Sterne werden an uns vorüber gaukeln. Dann gehen wir, aller Schwere entbunden, auf dem Haidekraut der Wiese wie auf Wolken, und weite, weite Räume werden von uns durchflogen, wie der Morgenwind über den Spiegel eines Sees fährt. Da werden sie dir Alle mit einer Stimme sagen, daß es keinen Tod giebt, daß du dich nicht fürchten sollst.“

„Ich fürchte mich auch jetzt schon nicht vor dem Tode!“ sagte Gotthard.

Sie sah ihn zweifelnd an und sagte: „Es kann sein; der Mann ist stark! Er kann es selbst auf einer Erde aushalten, die voll Todtengebeine liegt — aber — das Weib, das Weib zittert. Wenn ich nicht meine Engel, meine Blumen, meine Träume hätte, ich hätte längst schon vor dem Tode mich zu Tode gefürchtet.“

„Der Tod ist nöthig,“ rief Gotthard, „um einem sündigen Leben Saum und Flügel anzulegen.“

„Das sagt ihr! Aber wird die Welt nicht einmal dieser schwarzen Schreckensgestalt mit der Zuchtruthe entwachsen? Wird nicht einst das Wort der Liebe allein schon vermögen den Wandel des Menschen zu ordnen?“

Gotthard, den dieser Ausspruch nachdenklich machte, indem er seinen Geist zu eigenthümlicher Forschung anregte, fand indeß für gut, den aufgeregten Zustand des jungen Weibes, ihre bis zur Inspiration gesteigerte Geistes- und Phantasiekraft nicht bis zum Ueßersten zu reizen; er verließ sie also, nachdem er die sanfte Bitte ausgesprochen, daß diese Unterredung nicht die letzte sein möge, daß sie Vertrauen zu ihm fassen, ihn als ihren Freund und Bruder auffuchen möge. „Denn die Einsamkeit schadet dir,“ setzte er hinzu. „Denke daran, daß Gott den Menschen nicht schuf, um allein zu sein.“

Mirjam neigte ihr Haupt, indem Thränen über ihre bleichen Wangen glitten. Sie erhob sich und ging schweigend dem Dorfe zu. Gotthard folgte ihr in einiger Entfernung.

Fünftes Capitel.

Paul erhält Besuch von einem alten Landjunker.

Dem Leser wird aus einem der ersten Capitel dieser Erzählung die stattliche Figur eines Oberjägermeisters erinnerlich sein, der im Familiencongreß präsidirte. Dieser ehrenwerthe Mann hatte einen Bruder, oder vielmehr einen Doppelgänger, denn nie wohl haben zwei Individuen sich so ähnlich gesehen wie diese Brüder einander, ohne daß sie dabei Zwillinge waren. Es schien als wenn das alte erlöschende Junkerthum noch in zwei Prachteremplaren sich der neuen Generation wohlgefällig im Andenken erhalten wollte. Es waren zwei dicke, wohlgenährte und wohlgerundete alte Herrn, in kurzem geschornen Haar — man versicherte, daß der Oberjägermeister noch einen Zopf, und zwar heimlich unter dem Rockfragen, trage — in einer Wildschur, in lebernen Beinkleidern und mit einer Heßpeitsche. Wo der Eine war, fehlte gewöhnlich der Andre, wo Job sich einfand, da ließ Jacob sich entschuldigen, denn gutmüthig pflegte Job zu sagen: „sie haben ja den Jacob, wozu brauchen sie mich? Wenn sie Rath fragen wollen, so mögen sie ihn fragen, was er sagt, hab' ich gesagt. Wenn sie sich belustigen wollen, so haben sie ja Jacob; seine Späße und Wize

sind ja auch die meinigen; ich weiß keine einzige Anekdote mehr wie Jacob; und endlich, wenn es Jemanden auszuzanken giebt, so hat Jacob gerade dasselbe scharfe Maul wie Job. Also ist's reiner Luxus, wenn wir Beide zu gleicher Zeit ausmarschiren." Diese Gleichheit des innern und äußern Menschen war bei den Brüdern ohne Zweifel ein Resultat ihres immerwährenden Zusammenlebens von Kindheit an. Dieselben Schwächen, dieselben Angewohnheiten, dieselben Freuden und Genüsse hatten ein unzerreißbares Band um dieses ungewöhnliche Brüderpaar geschlungen. Sie hatten Beide geheirathet und hatten sich von ihren Frauen getrennt, ohne mit ihnen verfeindet zu sein, lediglich um zusammen zu leben, mit einander ihr Pfeischen zu schmauchen und der Eine an diesem, der Andre an jenem Fenster hinauszuschauen auf den Hof und die Stallgebäude, wo ihre Lieblinge weilten, denn Beide hatten die Pferdeliebhaberei fast bis zur Manie ausgebildet. Die Reitknechte, die über den Hof gingen und von dem Pferdestall Job's zu dem Jacob's hinüberschritten, gaben Anlaß zu stundenlangen Bemerkungen und Debatten zwischen den an den Fenstern sitzenden Brüdern. „Was hat der Wilhelm in deinem Stall zu suchen?" — „Was soll er zu suchen haben? Sicherlich bittet er sich von deinem Friedrich ein bißchen Tabak aus; er ist so verteuftelt naschhaft und hat nie Geld im Sack." — „Nein, das ist nicht der Grund. Er will die neue Trense anprobiren an deinem hartmäuligen Arsazes." — „Kinderei! Ich sage dir, der Bursche holt sich Tabak! Wir werden ihn gleich wieder hervortreten sehen.

Siehst du, da ist er — und richtig! seine Pfeife hat Proviant!“ — „Du nimmst immer den Wilhelm in Schutz.“ — „Und du immer den Friedrich.“ — Diese Unterhaltungen erhielten bei Regenwetter einen besondern interessanten Zuwachs durch Beobachtungen am Barometer, den Job mit althergebrachtem Wize immer „Baron Peter“ nannte, ein Einfall, der, obgleich er schon von dem Vater der beiden Brüder abgenutzt war, dennoch nie verfehlte, ein kleines Lächeln hervorzurufen. Man ist so genügsam an langen Winterabenden auf dem Lande. Jeder der Brüder hatte sein besonderes Barometer und Thermometer an dem ihm zugetheilten Fenster, und es war ein betrübendes Faktum, daß diese beiden gelehrten Gläser nie recht zusammenstimmen wollten. Es gab dies Veranlassung, auf die Wissenschaft im Ganzen und Allgemeinen Hiebe zu führen und die Barometermacher insbesondere „gelehrte Narren“ zu nennen. Es wurde der einmüthige Entschluß gefaßt, die Gläser als „Blunder“ auf den Boden zu werfen, aber man ließ sie dennoch an ihrer Stelle, denn obgleich der „Baron Peter“ unzählige Mal gelogen hatte, so war es doch möglich, daß er diesmal Wort hielt und das warme trockne Wetter, das er auf seiner kleinen meteorologischen Speisefarte, die er neben sich aufzeigte, verhieß, wirklich auch als ein erwünschtes Gericht vom Himmel servirt wurde. Die beiden Brüder waren, wie sich das ganz von selbst versteht, große Nimrode, und die neuen Jagdgesetze behagten ihnen nicht: sie kamen mit den Behörden in Streit und fanden an ihren Nachbarn, die sämmtlich zu einer jüngeren Generation

gehörten, keinen Beistand. Dies machte sie unwillig und noch mehr einfiödlerisch, als sie ohnedies schon Neigung dazu hatten. Mit Pauls Vater und seinen Oheimen hatte ein ziemlich lebhafter Verkehr bestanden; seitdem aber auf Schloß Brunswick sich so Vieles verändert, waren auch die beiden Brüder seltner dort gesehen worden, und es war darum eine überraschende Erscheinung für unsern jungen Landmann, als er, an einem Spätnachmittage nach Hause kommend, im Dämmerlicht der späten Herbststunde neben der zierlichen Gestalt Hermance's die kolossale Rhinocerosfigur des Baron Job auf dem Sopha sitzen sah, eine gewaltige Pfeife rauchend und zwei „Rüden“ neben sich mit der kleinen kurzen Hezpeitsche zur Ruhe zwingend.

„Lieber Bruder!“ rief Job; „ich komme zu dir, weil ich sehen will, ob dir die Nase noch immer so weiß ist wie früher. Hol' mich Der und Jener, du warst der naseweiseste, vorlaute und eingebildete Bursche, der mir jemals in meinen Lebtagen über den Weg gelaufen ist. Hab' ich nicht recht, Frauchen?“

„Vollkommen!“ entgegnete Hermance, die bemüht war ihren Garnknäuel den Hunden zu entreißen, die ihn als Spielball einer dem andern zuzuschleudern begannen.

„Still, Nero! Still, Phylax! Ihr Bestien! Frauchen, da ist Ihr Knäuel. Spinnen und knitteln Sie nur immer weiter. Es wird wohl eine Magenbinde für Ihren Liebsten? Die Nichte

unser's verstorbenen alten Pfarrers, ein altes Mädchen mit einer rothen Nase und dabei verteuflert verliebt, kam einmal zu uns aufs Schloß gerückt und überreichte meiner Alten eine solche Binde, die sie für mich gestrickt und mit einem großen rothen Herzen, das mitten auf den Bauch zu liegen kam, versehen hatte. Aber da kam sie übel an. Meine Alte sah's dafür an, als wollte die Jungfer mich in Satans Nege verlocken und zur Ungebühr verleiten. Seitdem kam die Jungfer nicht mehr, aber ich behielt die Binde — ha ha ha! Aber freilich das schöne rothe Herz ist jetzt gelb geworden, safrangelb. Es ist auch eine schöne Couleur. Doch was ich dich fragen wollte, Wetterchen, weißt du mir nicht einen Advocaten nachzuweisen, so einen recht bissigen Röter, der vor Gift und Galle und maliciösen Praktiken bersten möchte? Ich hab' einen dergleichen Burschen nöthig, denn der Revier-Amtmann hat mir beim Fiscus einen miserablen Jagdproceß angehängt; ein schauderhaftes Bubenstück von einem Proceß, sag' ich dir. Ich will der maliciösen Canaille aber mit einer noch maliciösern auf den Leib kommen. Wollen mal sehen, wer das Feld behält. Es ist eben eine niederträchtige Welt, diese! Zur Zeit meines Alten hätte so Etwas passiren sollen. Tausend Teufel!" —

„Es ist recht gut,“ sagte Paul, „daß es jetzt anders ist. „Wir haben uns früher wenig um die Rechte unser's Nächsten und um die Geseze gekümmert, nun merken wir doch auch, daß dergleichen in der Welt existirt.“

Der alte Herr riß die Augen auf, nahm die Pfeife eilig aus dem Mund, steckte sie dann aber höchst bedächtig wieder zwischen die Lippen und murmelte nach einer kleinen Pause — „Ja so, ich vergaß, daß er verrückt ist. Armer Junge, man muß Mitleid mit ihm haben. Nun, kennst du einen solchen Advocaten?“ —

„Nein. Wie sollte ich zu der Bekanntschaft eines solchen Nichtswürdigen kommen?“

„Nun hör' mal; wenn man sich wie du aus purer lieber langen Weile unter allerlei Gefindel Jahre lang herum getrieben hat, muß man nicht mit saubern Bekanntschaften prahlen wollen. Wissen Sie, Frauchen, daß er um Tagelohn gedient hat? daß man ihm die Groschen und Pfennige in die Hand gezählt, daß er neben Knechten auf der Streu gelegen hat? Das haben mir neulich die Offiziere erzählt; ich habe es immer nicht glauben wollen.“

„O ich weiß das Alles!“ rief Hermance mit Lächeln. „Ich bin sogar stolz darauf, daß er es gethan.“

Der alte Herr antwortete hierauf Nichts; er gab nur Phylax einen kleinen Hieb mit der Reitpeitsche. „Apropos!“ rief er dann, „von diesem Hund auf den andern zu kommen, also du kennst keinen solchen Rabulisten, wie ich ihn brauche? So muß ich meinen Wanderstab weiter setzen.“

„Wenn Ihre Sache gerecht ist, lieber Baron, so brauchen Sie keinen Rabulisten.“

„Gerecht? Ja, was nennst du gerecht? Ihr Neurer habt da verwünschte Begriffe. Früher war Alles gerecht was unser Einer that, heutzutage ist nur sehr Weniges gerecht, das Meiste ungerecht, wenn man euch Weltverbesserern glauben wollte. Und übrigens was frag' ich nach den Federfuchsern? Wenn ich ein Stück Wild schießen will, soll ich die neuen Jagdgesetze erst zu Rathe ziehen? Ha! welch ein einfältiges Begehren ist dies! Wenn man uns nun gar das bißchen Jagdlust verkümmert, wozu sind wir dann noch auf der Welt? Mein Großvater, der den Türkenkrieg noch mitgemacht hatte, schnitt sich sein Lederwerk am Jagdzeug, so wahr ich Sob heiße, aus dem Felle der Ungläubigen zurecht, und Kaiser und Reich hatte Nichts dagegen.“

Hermance und Paul lachten herzlich, und der alte Nimrod fuhr, in eine etwas bessere Laune versetzt, in der Anpreisung früherer Tage fort. „Heutzutage soll ich sitzen und lesen, und zwar Gesetze lesen, die ihr ausgedacht habt. Zum Guckuck! ich habe nie ein Buch außer der Hauspostille zur Hand genommen und jetzt, auf meine alten Tage, soll ich bei der Studirlampe mein Hirn verbrennen, um den kleinen Druck eurer Bücher in mich hinein zu fressen. Und was schreibt ihr für Zeug! Es ist Gott zu klagen. Große, dicke Bücher über Staatsverwaltung, über Oekonomie, über Gesetze und solch

einen Gram! Was geht das Unseren an, der sich vergnügen, der seinen Braten, den er sich selbst geschossen, in Ruhe verzehren und dann am Abend seine Partie Laroß oder L'hombre machen will? Jetzt soll ich mein Haus anfüllen mit Leuten, die mir von Büchern vorschwätzen und ernsthafte Gesichter ziehen. Ich soll mit ihnen über Dinge sprechen, die mich nicht interessieren, und zwar so heftig, daß mir der Schweiß aus allen Poren ausbricht. Dann giebt's auf den Abend ein Butterbrod mit kalter Küche und man säuft Thee zu ganzen Eimern. Eine halbe Stunde darauf bricht die Conversation aus und dauert bis man zu Bette geht; höchstens daß Einem ein magres Spielchen Whist angeboten wird. Neulich fragte mich Einer: „Was meinen Sie denn zu der constitutionellen Verfassungsform?“ „Hören Sie, Freund,“ sagte ich ihm, „ich will Ihnen offen sagen was ich dazu meine. Früher hielten sich die Fürsten einen Narren, der ihnen die Wahrheit sagte, jetzt schaffen sie sich eine ganze Kammer voll Narren an, die ihnen die Wahrheit sagen.“

„Sie haben ganz Recht,“ sagte Hermance lachend. „Wir bekommen jetzt Alle Wahrheiten zu hören.“

„Aber ich für meine Person will keine hören. Und nun soll ich noch Geld hergeben, damit diese Kammer=Narren gehörig zusammenkommen können, um mir die Wahrheit zu sagen. Mein Bruder pflegt dabei zu bemerken: Job, du hast ganz Recht, aber wir dringen nicht durch. Früher war es ein fürst=

licher Luxus, sich Kammerfänger zu halten, die man aus Welschland und anders woher verschrieb. Das kostete verwünschtes Geld. Jetzt zieht man sich die Sänger im Lande groß. Die jetzigen Kammerfänger kosten freilich auch ein hübsches Geld und sie haben oft ganz verteuflert rauhe Stimmen und singen sehr einfältige Weisen und zwar immer dasselbe, aber dafür ist's ein Landesprodukt, und die Landesindustrie zu heben muß jedes guten Fürsten angelegentlichste Sorge sein. Da hast du nun wieder Recht, Jacob, entgegne ich; wenn du die Sache so von der rein musikalischen Seite ansiehst, so gewinnt sie allerdings Einiges für sich."

"Geben Sie sich zufrieden," sagte Hermance sanft. "Alle diese Wirrnisse werden sich noch zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit lösen."

"Frauchen, da bin ich hol's der Geier begierig, wie das ins Werk gerichtet werden soll. Der Karren ist verdammt tief in den Sand gefahren, ich mit meinen alten Knochen bring' ihn nicht wieder heraus, und der junge Tausendsassa mit allen seinen Plänen thut's auch nicht. Der Staat, der König, das Land, wir sitzen jetzt Alle in dem Misere. Was mich und Jacob betrifft, so werden wir baldigst zu unsern Vätern versammelt werden. Wo diese alten Knaben, die zu ihrer Zeit lustig genug lebten, ruhen, da werden auch wir unser Haupt auf's Kissen legen dürfen. Alle Kammern der Welt werden Nichts dagegen haben."

Mit dieser tragischen Schlußphrase schloß der alte Junker seine Jeremiade. Als er Schloß Brunswick wieder verlassen hatte, natürlich nicht ohne eine tüchtige, nach alter Weise von Germance selbst zubereitete Biersuppe zu sich genommen und Paul's Bordeaux-Wein prüfend gekostet zu haben, sagte der Lehtere zu der jungen Hausfrau: „Wir lachen wohl über diese naturwüchsigste Gattung alter Land-Egoisten, aber sind sie nicht recht eigentlich im wahrsten Sinne Kummer und Trauer erregend? Man sehe nur eine ganze weitverbreitete Genossenschaft solcher Leute, die sich stillschweigend das Wort gegeben haben, von keinem Dinge außerhalb ihrer Existenz Notiz zu nehmen, alles Edle und Gute, jede höhere menschliche Regung zu verleugnen, wenn sie in keiner Beziehung zu ihrem beschränkten Leben, zu ihrem niedern sinnlichen Wohlsein steht. Und dies sind die Vertreter der großen Zwecke der menschlichen Gesellschaft durch lange Jahrhunderte hindurch gewesen! Muß dies nicht den Mann, der zu denken und zu fühlen vermag, der die Wunden kennt, die der Standesegoismus der allgemeinen Wohlfahrt schlägt, mit Trauer und Bitterkeit füllen? Ein Abel, der nicht den Stolz besitzt, die andern Stände noch zu überbieten an Thätigkeit und reger Theilnahme am Staat, ist schon nicht ganz seiner Stellung werth, wie viel weniger nun dieser, der da säen will, wo er nicht geerntet, der nur Rechte in Anspruch nimmt, ohne sie durch Pflichten und Opfer zu erkaufen. Wir haben immer über diese Leute gelacht, aber wir müßten weinen über sie. Mir wenigstens ist's als wenn man

mich persönlich beleidigte, wenn ich die Fehler und Gebrechen meines Standes so offen und mit einer gewissen gemüthlichen Rohheit der Welt hingegen sehe."

"Was diese letzte Befürchtung betrifft," entgegnete Hermance, „so hegst du sie ohne Grund, wenigstens was unsern alten Nachbar betrifft. Glaube mir, er ist weit entfernt sich der Welt zu zeigen und verläßt sicherlich sein väterliches Erbe nicht. Ich hätte es gern gesehen, wenn der Kampf der Zeit die beiden alten Brüder gar nicht mehr berührt, wenn das Erbegräbniß, von dem er mit so rührender Resignation sprach, ihn und sein Ebenbild schon aufgenommen hätte. Es macht ihm mehr Kummer und Leid, als er eingesteht."

"Wenn das wäre," rief Paul verdrießlich, „so würde er anders von diesen Dingen gesprochen haben, aber er fühlt und merkt eben Nichts, als daß hie und da eine Bequemlichkeit ihm abgeht, daß er diese oder jene Laune nicht mehr befriedigen kann; dabei hat er eine dunkle Vorstellung, daß man seinem Stande zu nahe tritt."

"Aber ist denn nicht das Leben eines solchen alten Land-Squire wirklich ein sehr gemüthliches und, wenn man will, poetisches? In unserer modernen, zerrissenen, von tausend Neuerungen, Wünschen und Interessen durchkreuzten Existenz geht kein Tag so ruhig und ich möchte sagen idyllisch = sonntäglich dahin, wie jene glücklichen alten Herrn ihre Zeit genießen."

„Laß erst die Arbeit gethan sein,“ rief Paul; „dann kommt auch für uns die Ruhe. Eine Ruhe, wie jene sie genießen, die man eben nicht gewaltsam wegräumt, weil man auf ihren baldigen Tod hofft, möchte ich nicht zugetheilt erhalten, sie ist weder ehrenvoll noch wahrhaft erquickend. Laß uns auf dem Markte der heutigen Interessen, unter dem Kampfe der Stimmen so tüchtig wirken, so laut unsre Sache fördern und durchsetzen, dann verspreche ich dir, du treue liebe Hausfrau, daß unserm väterlichen Schlosse Gesang und Feste und, wenn du's vorziehst, die patriarchalische Ruhe nicht fehlen sollen. Für jetzt aber liegt ein Heer Belagerer vor unsern Burgen, mit denen müssen wir im Guten oder im Bösen fertig werden, ehe wir Lichter anzünden und Feste feiern.“

Zwölftes Capitel.

Paul und Lindfried.

Als Paul den Besuch des alten Edelmanns und die Reden, die er geführt, in einem heitern Gespräch Lindfried mittheilte, sagte dieser: „Gegen solche Leute führe ich nicht Krieg. Sie

sind wie die polsternden gutmüthigen Alten in der Komödie, die am Ende doch die Hände der Liebenden in einander legen und ihren Segen ertheilen, obgleich man eher des Himmels Einsturz als diesen friedlichen Entschluß bei den Wüthrichen hätte erwarten können. Aber lassen Sie uns ein ernstes Wort über den in jenem Gespräche berührten Gegenstand sprechen — aber buchstäblich nur ein Wort, denn aller Welt Zungen und Federn sprechen und schreiben gerade jetzt über diese Dinge mit einer Art krampfhafter Wuth; es ist wahrlich gar nicht nöthig, daß wir Beide uns auch noch zusammenstellen und uns in Erörterungen erschöpfen. Aber Sie, lieber Baron, haben mich in manchen meiner Ansichten eines Bessern belehrt, ich will dies offen bekennen, Sie sind überdies Einer von den Wenigen, von dem ich gern annehme und dem ich gern wieder von dem Meinigen mittheile. Sind Sie denn wirklich durchweg Absolutist? Treten Sie mir, der ich für die constitutionellen Formen bin, schroff gegenüber? Oder findet sich wie bei unserm Adelszwiste, so auch hier ein vermittelnder Ausweg?"

„Hat sich denn dieser wirklich bei unserm Adelszwiste, oder wenn wir ein Zeitungs-Wachwort brauchen wollen, bei unserer Adelsfrage gefunden?"

„Ich gestehe," entgegnete Lindfried, „wenn das Mark des Adelsbaumes wirklich sich noch so kräftig zeigt, um die neuen Sproßlinge zu treiben, die Sie uns verheißen, wenn er in der That nicht blos sich und den Fürsten, sondern dem Staate und

dem Volke hinfort dienen will, so bin ich der Erste, der dem regenerirten Stande freundschaftlich die Hand reicht. Aber gerade aus diesen Hoffnungen scheint zu folgen, daß in Ihrem Sinne und vom Standpunkt des erhöhten Adelsgeistes angesehen, die absolute Monarchie wenig taugliches Terrain für Ihre Bestrebungen abgeben würde, daß Verfassungen, in denen die fürstliche Würde stark paralyßirt erscheint, oder wohl ganz darnieder liegt, wie in den kleinen Schweizer-Republiken, namentlich Bern zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit seiner Aristokraten-Herrschaft, oder in den hanseatischen Institutionen, Ihre Ideen sich am vollständigsten würden entwickeln lassen.“

„Jene Uebergewalt,“ rief Paul leidenschaftlich, „soll aber der Adel gerade nicht haben. Er entwickelt dann sogleich das gefährliche Element, das in ihm ruht und nie ganz, auch durch die edelsten Bestrebungen, zum Schweigen gebracht wird, die Herrschaft und den Dünkel der Kaste. Nur wenn er sich im Staatsverband, als Glied des Ganzen, als Theilnehmer am Wohl und Weh der Genossenschaft, als Verpflichteter und Beauftragter seiner Brüder im Staate betrachtet, nur dann ist er mit der ganzen Würde und der Macht seiner Stellung, als bevorzugter, mit theuren Privilegien begabter Stand, zu bekleiden. In der absoluten Monarchie ist anfangs seine Stelle sehr genau bezeichnet, nur spätere Zeiten, beim Schwanken der Fürstengewalt, die bald bis zur Despotie gesteigert, bald bis zur politischen Ohnmacht und Knechtschaft unter den Par-

teien niedergedrückt erscheint, haben den Boden, auf dem er stehen soll, unbestimmt bezeichnet erscheinen lassen. Doch es soll hier nicht von der Adelsstellung im Besondern die Rede sein, sondern über die constitutionellen Verfassungsformen, unter denen der Adel dann auch seinen Platz angewiesen erhalten würde. Mein Himmel! Welch ein entsetzlicher Mißbrauch wird heutzutage mit den Worten „Freiheit,“ „Volkswohl,“ „Volksrechte“ getrieben! Alle Furien des Neids, der Heuchelei, der politischen Verfehrungssucht, der im Dunkeln schleichenden Verdächtigung und der immer wiederkehrenden, unter allen Formen sich aussprechenden wühlerischen Aufrührerpartei haben sich vereinigt, um das edle Wort „Freiheit“, das köstlichste im Dictionär der menschlichen Intelligenz, zu brandmarken, indem sie es auf ihre Fahnen setzen. Es ist wahr, die Mißbräuche waren schreiend, die alten Formen waren lästig, die Launen der Gewalthaber und ihrer Diener drückten schwer, die Völker hatten ein Recht, sich über diese und andre Fesseln bitter zu beklagen; aber ist darum Alles Tyrannei, Willkür, Mißbrauch und veraltete Form, was uns die Verfassungen der vorigen Jahrhunderte überliefert haben? Wenn wir wirklich annehmen könnten, es sei der größern Masse dieser Verbesserer um Wahrheit zu thun, so wäre es eine juvenile Tollheit, ein plötzliches Utopien mitten unter bestehenden und organisch gegliederten Verhältnissen hinzubauern zu wollen; aber leider sind die Phantasten, die „Alles“ wollen, nicht die Gefährlichen: die sind's, die „Etwas“ wollen, aber gerade dieses „Etwas“ mit

boshafter Klugheit aus dem Herzen des Staatskörpers heraus- schneiden, wo dann dieser, wie sie hoffen und wünschen, langsam absterben muß, um einer neuen Ordnung der Dinge, bei der sie gewinnen, Platz zu machen. Die Partei, die auf diesem dunkeln, ausgehöhlten Wege wandelt, ist groß und zu ihren Zwecken passen die constitutionellen Formen vortrefflich."

"Sie werden mich doch nicht zu dieser Partei zählen?" rief Lindfried.

"Durchaus nicht. Sie meinen es ehrlich, aber ich möchte nicht, daß das Spiel jener Schlimmen vor Ihren Augen verborgen bliebe. Jene politischen Falschmünzer haben ihre Werkstätten überall aufgeschlagen; der Markt ist von ihrer Waare überfluthet, und gerade dem arglosen Bauern, dem redlichen Bürger stecken sie am leichtesten und liebsten das im Dunkeln gefertigte falsche Metall in die Tasche. Wie herrlich und groß ist die Idee: Deutschland einig! Deutschland frei! Das Volk eine majorenn erklärte Intelligenz im Staate! Aber bis jetzt haben wir diesen Becher, in welchem goldner Wein perlen sollte, sich nur mit der widrigsten Gese schmutziger Parteiinteressen füllen sehen. Es ist ein wahrer Giftrank, und die colossalfste Despotie wäre wahrlich hier am Plage, um den Boden zu säubern, damit, wenn nun wirklich die großen schöpferischen Geister erscheinen, ihr goldnes Korn zu streuen, sie den Acker auch tauglich finden es aufzunehmen. Die constitutionellen Organe, die wir bis jetzt haben, sind, wenige Ausnahmen abgerechnet,

Paul in der Heimat.

immerdar beschäftigt ihre politischen Antipathien geltend zu machen und unter dem Vorwand, das Volk in seinen Rechten zu vertreten, gegen die ihnen gehässigen Stände und Richtungen zu intriguiren. Zwischen den Zeilen der Eingaben und Reden der Kammern liest man die Stimme des Einzelinteresses, die sich für die Stimme der öffentlichen Wohlfahrt ausgiebt. Wenn aber eine Verfassungsform, statt die Spaltungen im Staat zu hindern, diese noch vervielfältigt, so ist ihr Nutzen und ihr Recht nicht abzusehen. Die redlichsten und besten unter den Patrioten gestehen selbst ein, daß in dem engen Raum, wo die neuen Formen angewendet werden, sie den größten Theil ihrer gehofften segensreichen Wirksamkeit verlieren und nie zu der Macht gedeihen, um das gesammte deutsche Volk mit einem neuen politischen Bewußtsein zu durchdringen, worauf es doch abgesehen ist. Daher die kleinlichen Mittel und Zwecke, das Wollen und nicht Können, die Zaghaftigkeit auf der einen und das eitle Großsprechen auf der andern Seite. Den selbstständigen Geist, der große Staatsformen, freie und kühne Bildungen im Sinne hat, muß dieses kleinliche Necken, Plagen und Zagen, das durch die Organe deutscher Publicistik seit einem vollen Jahrzehent geht, im höchsten Grade anwidern. Das eigentliche Volk nimmt nie Theil, ja es begreift gar nicht, um was es sich eigentlich handelt."

„Wir wollen annehmen,“ bemerkte Lindfried, „daß es nicht immer beim Sturm im Glase Wasser bleiben wird, daß die

großen Staatskörper Deutschlands ebenfalls die constitutionellen Formen annehmen und daß dann Würde und Nutzen der neuen Institutionen in ihrem vollen Lichte erscheinen werden.“

Paul schüttelte zweifelnd das Haupt. „Gesetzt auch,“ entgegnete er, „daß diese Zukunft uns schon nahe bevorsteht, daß das, was jetzt auf so schlimmen, versteckten Wegen, durch Cabale und Zwischenträgerie betrieben wird, im Großen und auf edle freie Weise von den Regierungen selbst ins Leben geführt wird, so bleibt immer noch dem Patrioten ein Zweifel, ob diese Formen, die man aus andern Staaten, von einem fremden historischen Boden herüber bringt, wirklich der deutschen Nation, diesem Aggregat verschiedener Nationalitäten, dienlich und fördernd sein mögen. Deutschland verdankt gerade seinem getheilten Ländergebiet, seinem Mangel an einer gesetzgebenden Hauptstadt die Tiefe und Gründlichkeit seines geistigen Lebens. Diese Behauptung ist nicht neu, sie ist schon vielfach aufgestellt worden. Wir wollen hier nicht erörtern, wie weit diese Vorzüge noch Bestand behalten, wenn die größere Erworbenheit politischer Macht, Einheit und Selbstständigkeit dagegen in die Waagschale gelegt werden. Unsere Zeit legt auf diese politische Macht großes Gewicht, und sie hat Recht, mag fürs Erste der deutsche Forscher- und Sammlergeist zurücktreten und dem öffentlichen staatlichen industriellen Raum lassen. Der Egoismus der Nationen ist eine Tugend, der Deutsche zeige, daß er auch nationaler Egoist sein kann; aber dieser Aufschwung, den der Geist der

Zeit uns nehmen läßt, gebietet nicht zugleich uns in Zustände zu stürzen, gleichviel welche, wenn sie nur neu und fremd sind.“

„Nein, nein!“ rief Lindsfried heftig. „Es ist keine Eitelkeit und Thorheit; es ist ein wirkliches Bedürfniß da. Der dritte Stand, der zu einer großen Reise herangediehen, will seine Stimme geltend machen. Wirkliche Uebel sind da und von diesen will man sich befreit sehen.“

„Kann dies aber auf diesem Wege geschehen?“ fragte Paul. „Hat nicht die monarchische Gewalt alle Mittel zur Hand, die staatliche Vereinigung zu ihrem Glücke zu führen?“

„Aber thut sie es denn? Hat sie es denn je vollständig gethan?“

„Es ist zu beklagen,“ rief Paul, „wie ungerecht unsre Zeit ist! Wie alles Gute, Edle und Große, das frühere Tage brachten, so ganz wie aus dem Bewußtsein der Neuzeit gestilgt erscheint! Ruhm und Größe, Gerechtigkeit und Milde, Glanz und Schönheit, die von den absoluten Regierungen, von edlen und trefflichen Fürsten ausgegangen — Alles das ist heutzutage wie nie dagewesen. Man wiederholt immer die alten Geschichten von Tyrannei und Willkür, man wiegelt die Menge auf, indem man ihr Blut und Schmutz eigner Phantasie für historische Wahrheiten hingiebt. Es ist das Getreibe immer derselben Partei, die sich's zum Hauptgeschäft gemacht,

vor allen Dingen die Pietät, die der Deutsche immerdar zu seinen Fürsten hegte und noch hegt, zu untergraben. Man gebiete dieser Partei nun endlich einmal Stillschweigen, und der Glaube und das Vertrauen, das jetzt tausend Hände immer wieder niederdrücken, wird sich unbehindert und offen aussprechen. Der Preuße namentlich wird nie vergessen, was er gerade der Individualität seiner Fürsten zu danken hat. Zu welchem Ruhm, zu welchem Glanz hob Friedrich der Große den kleinen Staat! Preußen ist das, was es geworden, nur allein durch seine Fürsten geworden. Freilich muß das Volk auf eine gewisse Stufe herangebildet sein, um einen guten und großen Fürsten zu verstehen, so wie eine Generation herangebildet sein muß, um in ihrem Schooße ein Kunstwerk zu erzeugen und das erzeugte zu würdigen und zu schätzen. Größe bei einem Fürsten läßt sich nie denken, ohne auch beim Volke Größe voranzusetzen. Es ist das geistreiche, schöpferische Wort, das der große Redner von der Bühne der Menge zuwirft und wo ihm Verständniß in Blick und Geberde wieder entgegentritt. Fürst und Volk verständigen und heben sich gegenseitig. Die absolute Regierung, die in diesem Sinne wirkt, ist sicherlich die vollendetste Regierungsform, und die so sehr gerühmte Freiheit der Republiken erscheint nur als elendes Stückwerk dagegen. Die Staatskünstler, die am Gebäude des Staates hin und her tasten und makeln, begreifen nicht, daß keine Theorie der Welt die gewaltige Thatkraft der persönlich angesprochenen und gefesselten Gemüther ersetzt oder gar über-

bietet. Die Individualität ist eine Macht von unberechenbarer Wirkung im Guten wie im Schlimmen. Die sinnliche Menge hängt an der Person des Herrschers mit der grenzenlosesten Bethätigung. Was er thut, was er sagt, wie er sich zeigt — Alles das ist Heiligthum oder Schrecken. Seine Liebe ist hundertfache Liebe, sein Haß hundertfacher Haß. Der sterbende Fürst ist eine untergehende Sonne; Alles strömt aus Hütten und Palästen, um ihren letzten Strahl noch aufzufangen, der wie Segen wirkt. Der junge Fürst ist der steigende Tag, dem alle Hoffnungen aller Herzen entgegensiegen. Diese Gefühle sind nicht erkünstelt, sie wurzeln im Herzen des Volkes, besonders des deutschen, und die constitutionellen Formen streiten schon hier gegen die Stimmung der Nation, indem sie das Bild des Fürsten verschleiern und mehr in den Hintergrund stellen, statt dessen aber einen dem Volke unverständlichen Apparat von Kammern und Ständeberatungen in den Vordergrund schieben. Es ist der Einwurf hier leicht zu machen, daß, wenn einmal eine Staatsform auf die Individualität gebaut ist, der schlimme Fürst unendlich schaden kann, und daß dies auch reichlich schon geschehen ist, allein giebt die constitutionelle Regierung eine Garantie, daß nie Unheil und Schaden von ihr ausgehen werde? Kann sie ihrer Natur nach diese Garantie geben? Gesezt den Fall, ganz Deutschland nähme das Repräsentativsystem an und dieses System verbände sich mit dem jetzt herrschenden industriellen, materiellen und wucherischen Geiste — welch einer furchtbaren, alles Edele, Große und auf sittliche

Würde Basirte niedertretenden Tyrannei einer herrschenden Partei würden wir dann verfallen! Wie würde unter der Zwingherrschaft dieser Nothen der Staat an seinen edelsten Theilen beschädigt werden! Kein schlimmer Fürst und selbst nicht der schlimmste könnte so großen Nachtheil und Schaden herbeiführen. Ist England nicht schon diesem Fluche verfallen? England, wo selten die Individualität, in der Gestalt eines Ministers oder Heerführers, sich geltend gemacht hat, ist zu einem colossalen Krämerstaate herabgesunken, wo Alles käuflich ist, von der Treppenstufe, auf der der Bettler seinen erblichen Platz hat, bis zu dem Stuhl des Lords im Oberhause. Ist's denkbar, daß England je einen Friedrich den Großen haben könne, einen Joseph den Zweiten, einen Ludwig den Vierzehnten? Und welch ein Ruhm, auf viel edlerer geistiger Basis ruhend, entgeht ihm da, als der Ruhm, den es auf seinen Reichthum gründet! Die wahre Größe der Staaten wird nicht vom Besitzthum, nicht von der materiellen Macht, sie wird vom Geiste hervorgerufen, und die Bewegungen im Reiche des Geistes gehen immer von Individualitäten aus. Darum kann ich mir nicht denken was man unter dem Ausdruck: Volkssouveränität versteht: die Masse als solche regiert nie, sie zermalmt, drückt nieder, überwältigt."

„Aber wenn nun die monarchische Form sich abgenügt hätte?"

„Das hat sie nicht;“ entgegnete Paul. „Die Liberalen und Constitutionellen möchten dies gern der Welt glauben machen, allein es fehlt alle Bewahrheitung einer solchen Behauptung. Es bedünkt mich gerade, daß das Königthum einen neuen Aufschwung nehmen werde, daß es, gereinigt von den Mängeln, die der Mißbrauch der Gewalt in einer Zeit, wo die staatlichen Institutionen noch nicht so beaufsichtigt wurden von einer erhöhten Intelligenz, ihm anheftete, der Vervollkommenung seiner ursprünglichen Idee so nah wie vielleicht in keiner andern Zeit herantreten werde. Wie werden die edlen Geister der Nation, die jetzt unter dem Druck streitender und übel angewandter Kräfte sich erlahmen fühlen, dem Erretter entgegenjauchzen, der zugleich mit dem Verständniß auch den Willen und die Macht mitbringt, der Zeit Aufgabe zu lösen.“

„Sie erwarten dieses freudige Resultat von einem Einzelnen, ich erwarte es von der Gesamtheit.“

„Auch ich zähle auf diese,“ entgegnete Paul. „Die monarchische Form ist's nicht, die uns hemmt, wir sind nur mit ihr wie mit jeder Form unzufrieden, weil uns bei all der Höhe geistiger Cultur der Sinn für weise Beschränkung, das Selbsterkennen, der Geist des Gehorsams, des strengen Pflichtgefühls fast völlig abgeht. Ordne und bessere Jeder in seinem Hause. Ich habe Ihnen meine Ideen

über den Adel ausgesprochen und wie ich glaube, daß er zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen sei; etwas Ähnliches läßt sich jedem Stande sagen. Wirke Jeder auf seinem Plaze und zeige Früchte, wie sie das Gemeinwesen von ihm fordert.

Dreizehntes Capitel.

Paul und Gotthard.

Es waren einige Wochen vergangen, ohne daß die Freunde einander gesehen hatten. Paul war so beschäftigt und durch kleine Reisen hingehalten, die er in der Umgegend machte, daß er seine gewohnten Besuche in der Pfarrwohnung einstellen mußte, und Gotthard seinerseits hatte sich auf dem Schlosse nicht blicken lassen, zu großer Beunruhigung der Legationsrätthin, die den jungen Mann lieb gewonnen hatte und nun fürchtete, daß er krank geworden sein könne. Paul hatte seiner Mutter versprochen

müssen, über das Ausbleiben ihres Lieblings Nachrichten einzuziehen, und so befand er sich denn eines Tages auf einer seiner kleinen Jagdexcursionen in der Nähe des Pfarrhauses. Ermüdet nahm er im schattigen Wäldchen, das im Schmuck der bunten Herbstfarben schimmerte, auf einem liegenden Baumstamme Platz, sein Gewehr und seinen Hund neben sich. Das wachsame Thier schlug an, als ein Rascheln im Raube sich hören ließ, Paul blickte um sich und sah in einiger Entfernung den jungen Pfarrer stehen, wie er träumerisch am Stamm einer jungen Eiche lehnte und seine Blicke in die Ferne richtete, wo im Walddunkel ein weißes schimmerndes Gewand verschwindend durchleuchtete.

Gotthard erkannte jetzt den Freund und kam lächelnd auf ihn zu. „So treffe ich Sie endlich!“ rief er. „Wir haben uns lange nicht gesehen.“

„So lange nicht,“ entgegnete Paul, „daß meine Mutter mir aufgetragen hat, Sie entweder lebend oder todt auf's Schloß zu bringen. Sie sehen, Sie haben es mit einem unerbittlichen Feinde zu thun.“

„Ich sehe, daß ich in Schuld bin,“ sagte der Pfarrer; „aber ich habe auch meine Gründe, die hoffentlich mein Vergehen entschuldigen werden. O mein theurer Freund, ich habe in dieser Zeit große und schöne Seelen- und Herzenserfahrungen gemacht.“

Paul dachte, während er diese Worte hörte, an die in der Waldnacht verschwindende Gestalt und mit einem Tone, der nicht scherzhaft lauten sollte, aber wider Willen doch Etwas wie Spott durchklingen ließ, fragte er: „Hat Sie ein Engel des Herrn besucht?“

Gotthard ergriff seine Hand und mit einem an dieser fühlen, fast starren Natur ungewöhnlichen Feuer rief er: „Ja, so ist's. Sie haben das rechte Wort gefunden! Ihre weltliche spottende Zunge spricht das Geheimniß aus, nach dem meine stammelnde Zunge vergeblich in ängstlicher Scheu herumsuchte. Ein Engel des Herrn! O wie süß ist dieses Wort! Welch einen Himmel schließt es ein! Ja, mir ist ein Engel des Herrn erschienen, um an dieses Herz zu rühren, das noch immer keinen Frieden hat. Dieser Engel trägt das Gewand einer einfachen Bäuerin, eines Kindes der Flur!“

„War es vielleicht Mirjam, die eben von Ihnen ging?“ fragte Paul.

„Wo wissen Sie ihren Namen?“

Paul war befremdet über die Lebhaftigkeit, mit der diese Frage gethan wurde, er erwiderte: „Germance und ich sind schon längst auf dieses ungewöhnliche Wesen aufmerksam geworden.“

„O ich Thor!“ rief Gotthard; „und ich wähnte, ich allein wäre für würdig befunden, diese Wunderblume zu entdecken.“

„Sie sehen, wie der Himmel jede Art von Eitelkeit bestraft,“ sagte Paul lächelnd. „Kommen Sie, setzen Sie sich hierher und beichten Sie mir einmal, anstatt daß es umgekehrt sonst stattfindet.“

„Aber Sie müssen Ernst mitbringen, wie in den Beichtstuhl.“

„Wahrlich der fehlt mir nicht. Sie sollten mich doch schon kennen, lieber Gotthard. Ich habe die rührenden und ernstesten Phrasen der Welt freilich nie auf den Lippen. Meine ernsthaftesten Angelegenheiten habe ich immer, wo ich's nur konnte, mit lachendem Muth abgethan. Wenn es mir auch zu Sinne war, so daß ich Gott auf den Knieen um einen baldigen Tod hätte anflehen mögen, so hat es wahrlich mir doch Niemand angesehen und angehört.“

Gotthard warf sich an die Brust des Freundes und rief: „Verzeihung, mein theurer, theurer Paul! Ja ich weiß, daß in dieser Brust ein starkes, gesundes Herz schlägt! Ein Herz, das mit Kindesreinheit Treue und Muth des Mannes vereinigt!“

„Gotthard! Gotthard! Was sind das für Worte! Wie passen sie auf mich!“

„Ja auf dich!“ rief der junge Geistliche in schöner Verklärung der Freundschaft. „Auf dich, den ich treu fand und thätig im Werke der Liebe. In kalter Umgebung, unter dürstige Herzen versetzt, war ich nahe daran, an meinem Gotte zu verzweifeln — in deiner Nähe habe ich Stärke und Muth gefunden!“

Paul fühlte sich im Innersten erschüttert, als er dieses volle Maaß leidenschaftlicher Erregung bei dem ernstesten und festen Freunde wahrnahm. „Wahrlich, es muß Ihnen etwas Besonderes zugestoßen sein!“ rief er. „Sprechen Sie, Gotthard, sprechen Sie!“

Der junge Mann ließ seine Blicke, die noch mit einer Art Begeisterung an seinem Gefährten hingen, schüchtern und mit dem Ausdruck des Kammers zu Boden gleiten und sagte dann, indem seine Stimme die gewohnte Festigkeit und Ruhe wieder annahm: „Wir sprachen vor nicht langer Zeit von dem Wesen und dem Inhalte unsrer über Alles theuren Religion. Was ich Ihnen damals sagte, so viel ich in mangelhafter Erkenntniß selbst davon aufgefaßt, betraf die Kirche, das äußere, nach der Welt hin wirkende und die Welt zügelnde Gesetz. Ich weiß nicht, ob Sie sich

besinnen, daß ich Ihnen damals sagte, Jeder von uns habe noch seinen Glauben für sich. Das individuelle Christenthum, den Gott, den ich bekenne, den nur ich verstehen und lieben kann, dem jeder Funke meines Geistes, jede Faser meines Herzens gehört, ist begreiflicher Weise nicht derselbe, den ich nach Außen hin bekenne und verkündige. Dies ist ein sehr gefährlicher Satz, und ich möchte ihn nie vor der Menge ausgesprochen hören, ohne dabei im Stande zu sein, was ich natürlich nicht kann, Herzen und Gewissen offen dem Blick darzulegen. Nehmen wir ein profanes Gleichniß. Es lasse Jemand das Bild seiner Geliebten anfertigen: der Künstler, er sei noch so geschickt, fertigt zwar ein allen Forderungen der Kunst entsprechendes Gemälde, aber wird er den Liebhaber befriedigen? Sicherlich nicht! Der will den Blick der Liebe, das Auge der Seele, den wonnevollen Hauch des Einverständnisses, das Feuer und die Trunkenheit glücklicher Stunden, wo in einsamer Nachtstunde Seele in Seele versank — gemalt sehen; und kann das irgend eine Malerei der Welt? O Himmel! Wie schwach ist jedes irdische Mittel, da wo es darauf ankommt, ein weinendes Gottverlangen, ein inbrünstiges Liebeslied der Seele, ein heißes Gebet um Christi Gnade zu befriedigen. Die Kirche nach Außen hin, wo sie die Liebe und den Glauben predigt, ist immer nur ein Bild auf Leinwand, gemalt freilich von den gottbegeistertsten Künstlern; das individuelle Christenthum allein ist die lebendige

Liebe, die feurige Gegenwart Gottes. In so fern ist die christliche Lehre in ihrer wachsenden Vollendung und Veredlung immer auf Individualitäten gebaut, doch wie scharf ist hier das Schwert der Kritik! Wie furchtbar wird der Irrthum bestraft, als könne Jeder, dem ein innerliches Christenthum zu seinem Glücke gegeben worden, nach diesem die öffentliche Kirche modeln und umgestalten! Hier tritt das Gesetz ins Leben, an dessen Nichtbeachtung unsre Zeit krank liegt. Die tiefste Demuth, die größte Selbstverleugnung, das zum Opfer bringen seiner eignen Liebe und seines eignen Hasses, wird gerade hier dem Manne zur Pflicht gelegt, der der Welt das Wort Christi predigt. Die Gnade Gottes ist so unendlich groß, die uns die feste Form der Kirche geschenkt hat, daß es Vermessenheit wäre, ein Einzelwesen könne hoffen, Offenbarungen erhalten zu haben, die ihn zwingen, das Gebäude der Kirche in seinen Grundvesten zu erschüttern. Das individuelle Christenthum muß sich der Kirche gegenüber völlig ohnmächtig erklären."

"Dieser Satz kann falsch gedeutet werden," bemerkte Paul. „Man könnte hier eine Berechtigung erblicken zur Heuchelei. Der Priester dürfte demnach etwas Anderes lehren, als was er innerlich als wahr anerkennt; oder was er innerlich als Unwahrheit fühlt, müßte er dennoch der Menge als Wahrheit geben."

"Es wäre entsetzlich, wenn dies bei einem wahren Priester als möglich gedacht werden könnte," rief Gotthard.

„Aber wir müßten die Natur aller Gottoffenbarung durch menschliche Mittel leugnen, wenn wir die trostlose Zweifelsucht unsrer Tage mit hineinmischen wollten. Ich erinnere wieder an mein Gleichniß. Das Bild, das der wahrhaft Liebende anfertigen ließ, hat immer die wunderbarste Aehnlichkeit, wenn es auch nicht das Original selbst ist. Die Kirche ist dieses Bild, der Liebende ist der vollendete Gotterfüllte, der begnadigt ist mit der innigsten Liebe und mit der tiefsten Einsicht in das Wesen Christi. Da nun in Jahrhunderten vielleicht Einer unter den Sterblichen so hoch erlesen ist, daß er den Liebenden vorstellt, nach dessen Seelengebilde das äußere Bild der Kirche geschaffen ist, welche grenzenlose Anmaaßung gehört dann dazu, daß der Einzelne — Sie oder ich — glaube, er sei dieser vollendet Liebende, und es komme ihm zu, das vortreffliche Bild der Kirche, dieses Kunstwerk der Jahrhunderte, nach seiner innern Anschauung umzuwenden und seiner thörichten Meinung nach zu veredeln? Nein, das Bild enthält all die Züge der Glaubensseligkeit, des Gottesernstes, der Liebesdemuth, die von jenem Original, nach dem es geschaffen, Zeugniß geben — nach diesem Bilde sollen wir demuthsvoll das eigne Bild formen und anbetend es der Menge verkündigen. Es taste kein dreister Finger an dieses herrliche Gemälde. In diesem heiligen Gemälde ist nun freilich im Lauf der Zeiten mancher Zug nicht ganz so deutlich, manche Farbe nicht ganz so frisch, manche be-

grenzende Linie nicht ganz so scharf, manche Form nicht ganz so verständlich geworden, als sie es ehemals waren. Hier tritt nun für den predigenden Priester der Fall ein, daß die Menge ihm zuruft: Dies ist nicht wahr! Daran glaubst du nicht — und willst es uns doch glauben machen! Hier kann das Heiligthum durch einen unbegabten Priester verletzt werden: die weltliche Kritik kann sich hineinmischen und der frivole Weltstinn tölpisch hineingreifen. Aber der Priester, der, mit Demuth und Liebe im keuschen Herzen, seine Kirche wie sein eigen Seelenheil hütet, der in den Sagungen der Väter den von Gott ausgesendeten, stets für die Gemeinde thätigen heiligen Geist wirksam sieht, der wird mit feiner, seelenbegabter Hand die undeutlich gewordenen Striche und Farben im Gemälde im Sinne des Ganzen dem Auge der Menge ausführen und wieder lebendig hinstellen, ohne auch nur in die leiseste Versuchung zu verfallen, sein eigen ersonnen Machwerk den großen Gestaltungen im Bilde sinnschändend hinzuzufügen. So wird, indem die vermittelnden Partien wieder hervortreten, Jedermann die Wahrheit des Bildes neu erkennen, und wer würde es dabei wagen, diesen Priester einen Heuchler zu nennen? Wer ihm vorwerfen, daß er Wahrheit in Unwahrheit verkehrt? Alle großen Lehrer der christlichen Religion haben so gehandelt. Der Priester ist beim Heiligthum angestellt, er kann, er darf nicht anders als das Gesetz verkündigen, wie es ihm überantwortet worden ist.“

„Wohl!“ rief Paul; „aber Sie haben doch eben die Behauptung aufgestellt, daß das innerliche Christenthum oder die Individualität auf das äußere Bekenntniß, auf die Kirche günstig einwirken könne.“

„Allerdings!“ entgegnete Gotthard. „Es sind Geister berufen und begnadigt, deren Mission es ist, die Kirche räumlich zu erweitern, geistig zu erhöhen; allein dies ist das Werk unsrer mächtigsten Genien, die große Anzahl guter und begabter Priester fördert die Sache der Religion, indem sie auf oben beschriebene Weise geistig die Form festhält und mit ihrem lebendigen Glauben die undeutlich gewordenen Contouren, wenn ich mich so ausdrücken darf, wieder scharf der Menge hinzeichnet.“

„Wie nun aber,“ rief Paul, „wenn, was Einer empfindet und denkt, gar nicht mehr oder doch nur sehr schwach, mit dem öffentlichen Bekenntniß zusammenstimmt?“

„Es giebt Wahrheiten,“ entgegnete Paul, „die zwar nicht gegen das öffentliche Bekenntniß anstreben, die aber, wenn man sie der Menge verkündigen wollte, dieser Nichts nützen, ja sich sogar in Nachtheil und Schaden verkehren würden. Diese Wahrheiten sind oft köstliche süße Früchte zu unserm eignen Gebrauch. Die Kirche in der Allgemeinheit ihrer Zwecke und Mittel, in den kolossalen, auf alle Gemüthsstimmungen und Lebenslagen berechneten Formen, kann be-

geistlicher Weise dem Einzelwesen für dessen besondere Heilsw Zwecke nicht immer den gewünschten Trost gewähren. Das Wort ist gegeben, den Sinn müssen wir hinein thun. Der Prediger schafft diese „Belebung“ für die Gemeinde, er schafft sie aber auch für sich selbst. In der Stille nächtlicher Stunden angeschaut, gewinnt das Geheimniß eine besondere, wundersame Gestalt für ihn. Der einsame Betende und mit seinem Gott Ringende erhält Aufschlüsse, genießt Tröstungen, bekämpft und beseitigt Zweifel, die der Menge, als Menge, immer unverstänlich bleiben werden. Dagegen kann er auch innerlich elend und mit seinem Glauben zerfallen sein, auf eine Weise, die der Welt eben so unverstänlich bleiben würde, wenn er sie ihr auch erklärte. Alles dies gehört zum innerlichen oder individuellen Christenthum und hat mit dem öffentlichen Bekenntniß Nichts zu schaffen. Für das öffentliche Bekenntniß sind wir als Einzelne nicht verantwortlich, es ist die Gesamtheit der Kirche, die die Verantwortung übernimmt; wir unsrerseits sind nur Hüter des Schazes und müssen sehen, daß Nichts davon geraubt und Nichts hinzugelegt wird. Für unser eignes Erkennen, Fortschreiten und Erstarken im Glauben und in der Liebe, da sind wir als Individuen verantwortlich, und hier ist der Uebergangspunkt, mein theurer Freund, wo ich jene allgemeinen Wahrheiten mit den besonderen Offenbarungen verknüpfen will, die ich in diesen Tagen erhalten. Sie wissen aus meiner Seelen- und Herzens-

geschichte, deren Skizze ich ihnen mitgetheilt, daß ich mit dem, was ich nach Außen hin als Priester wirken soll, im Inneren hin, nicht so wollte es mir mit meinem innerlichen Glauben gelingen. Ich hatte Stunden, wo ein bitteres Weh meine ringende Seele überfiel; meine Andacht schien mir erkünstelt, meine Liebe lau, meine Sehnsucht lange nicht feurig und verlangend genug. Mit einem Wort, ich konnte den Gefreuzigten nicht mit jenem scharfen Blicke des Glaubens ansehen, der die ganze volle Seelenströmung unsres Wesens auf den Göttlichen hinleitet. Ist denn wirklich, rief ich bei mir selbst, der christliche Glaube in seinem Mark angegriffen? Will sich keine lebendige Gestalt entwickeln? Pulsirt kein Herz mehr in unsrer Christuslehre? Zeigt dieses blasse neunzehnte Jahrhundert nur einen schwachen Abglanz von der Glaubensglut, in der die ersten Jahrhunderte nach Christi Erscheinung lodern? Werden die Zeiten immer kälter und blässer, je mehr sie sich von dem großen pulsirenden Herz inmitten der Weltgeschichte entfernen? Mich schauderte, als ich diesen Gedanken in seiner ganzen wilden trostlosen Größe dachte. O zu ihm! zu ihm! rief es in mir. Es ist kein Trost als recht nah, recht nah zu ihm, an seine Seite, an seine Brust! Vergebens! So sehr ich strebte, mir die Gestalt Christi zu vergegenwärtigen, immer war es wie ein Nebel vor meinen Augen, ich sah nur einen weißen Schatten, in räthselhafte Formen gehüllt, an mir vorüber-

wandeln; kein Auge, das mich ansah, keine Hand, die mir winkte, kein grüßendes Wort, das aus dem silberflimmern-
den Nebel hervortönte. Ich sank gebrochen nieder. In
einsamen Nächten schlug ich die Legenden auf und staunte
vor der Liebesglut, die hier aus diesen längst verscharrten
und zerbrochenen Herzen noch hervorwehte. Es waren die
Purpurosen der Märtyrer, diese schimmernden Herzblutcenti-
folien, die im Garten der himmlischen Liebe blühen und
ihre üppige Seligkeit in paradiesische Lüfte verduften.
Ich sah wohl ein, so konnte unsre Zeit nicht mehr lieben.
Es war eine untergegangene „Kunst des Herzens,“ ein ver-
lorneß „Geheimniß der Geister“. Auf diese mystische
Weise Poesie des Todes mit Poesie des Lebens vereinen,
dazu waren unsre Geister zu sehr vom materiellen Welt-
geiste durchkältet. Es ist umsonst, sich zu erwünschen,
was doch nie in Erfüllung gehen kann. Die Zeiten der
Märtyrer sind dahin, der Garten geschlossen, wo jene
Rosen blühen, aber unsre Zeit, die das Bedürfniß des
Glaubens und der Liebe fühlt, wie jede andere Zeit, kann
einen neuen Garten sich pflanzen, kann neue Glaubens-
und Liebesblumen ziehen; aber vor allen Dingen muß Er
wieder der Gärtner sein, der sichtbare Gärtner. Aber
wie sollte dies sich erfüllen? Wie das Bild inbrünstigen
Verlangens lebendig in die Gegenwart treten? Ich wußte
es nicht, und daß ich's nicht wußte, war mein Leid und
mein Kummer.“

„Da lernte ich jenes Weib kennen. In ihr Herz hatte Gott einen Glaubensschatz niedergelegt. Dieses einfache und arme Herz war blühend in himmlischer Zärtlichkeit dem Lichte des schönsten und festesten Glaubens entgegen-
 gereift. Wie eine Blumenkrone auf zierlichem Stiele, so bewegte sich ihr Geist fein und schlank auf beweglicher Phantasie. Aber nicht wie die frühern Märtyrerinnen und heiligen Jungfrauen gründete sie ihre Anschauungen auf Blut und Tod, sie gründete sie auf Leben und Liebe. Nicht mehr der gekreuzigte, aus seinen Wunden blutende Erretter schwebte ihr vor, sondern der lebendige, in frischer Lebensfülle über die Erde wandelnde, das blühende Wort austreuende göttliche Lehrer. So steigen wir denn, mein geliebter Freund, aus dem dunkeln Thale, das von unheimlichen Schatten wimmelt, das von vergossenem Blute dampft, hinaus in das Licht eines schönen Tages. Der kalte, blutende Leichnam bleibt weit hinter uns zurück, die Felsenpforten sind geschlossen, was eine wilde jugendlich starke Zeit bewegte und erschütterte, wir bedürfen dessen nicht mehr, uns ist die „lebende“ Person Christi das Erste und Einzige. Nicht daß er für uns starb, sondern daß er für uns „lebte“, ist der Inhalt unsers Glaubens. Aber freilich soll dann sein göttliches Leben ganz anders, als es die bisherigen Jahrhunderte gethan, für uns Inhalt und Gegenstand unsrer liebenden Betrachtung sein. Da die Zeit der Wunder nicht mehr existirt, so sei es für unsre Zeit

das erste und einzige Wunder, alle Wunder entbehren zu können. Es giebt für uns noch einen Märthertod, aber einen unblutigen, es ist der Tod der Selbstsucht in uns, der Tod des frechen und aufrührerischen Dünkels, der Tod der Genußsucht, der Tod des liebeleeren herrischen Willens. Auf solche Weise täglich, stündlich für unsern Heiland zu sterben ist das Märthrerthum des neunzehnten Jahrhunderts. Die jetzigen Blutzengen Christi sind zugleich die großen schöpferischen Geister der Nation, die Bildner, Erretter und Leiter ihrer Nebenmenschen. Der Tod Christi macht einsame Grübler, das Leben Christi macht thätige Arbeiter — die wilde Zeit des Mittelalters forderte Jene, unsere cultivirte Epoche fordert Diese.“

„Werden Sie diese Lehre dem Volke mittheilen?“ sagte Paul.

„Sicherlich nicht;“ entgegnete Gotthard. „Ich habe nicht das Recht dazu. Als Priester muß ich auf das Dogma des Todes Christi den vollen Nachdruck legen, den die Kirche darauf zu legen mir befehlt. Wo dürfte ich wagen, nur ein Fittchen nach eigenem schwachen Ermessen davon zu nehmen und hinzuzuthun! Aber Sie sehen, dies ist eine von den Wahrheiten, die ich als Errungenschaft für mein Leben und Glauben betrachte, die süße Frucht, die in dunkeln Erdenstunden für mich — und nur allein

für mich — gewachsen ist. Ich glaube allerdings, daß unsre Zeit ebenfalls hierhin neigt, allein es wäre Vermessenheit, dies öffentlich als eine Wahrheit aufstellen zu wollen. Mit Demuth erkenne ich nur, daß ich darin Trost gefunden.“

Paul dachte diesen Aussprüchen nach und fühlte schmerzlich, wie diese Engelspfade noch in seinem Innern verschüttet lagen; aber eine innere Stimme rief ihm zu: Strebe nur weiter. Dem eifrig Suchenden verschließt sich das Heil nicht, er mag es nun auf diesem oder jenem Wege anstreben. Er drückte Gotthards Hand und sagte: „Wenn sich doch Ihre moderne Prophetin auch mir zuneigen wollte!“

„Das wird sie nicht,“ entgegnete der junge Pfarrer lächelnd. „Sie ist über alles Maas hinaus scheu und flüchtig. Es hat mir, einem geistlichen Herrn, schon Mühe genug gekostet, sie zu Geständnissen und überhaupt zum Gespräch zu bringen, wie sollte sie sich einem frivol aussehenden jungen Manne nähern, dem man wahrlich nicht ansieht, daß er Prophetinnen und Sibyllen sucht.“

„Fürs Erste will ich sie auch ihre Wege gehen lassen,“ sagte Paul. „Ich habe vorläufig in andern Branchen meines ungeheuren Departements genug zu thun, aber Hermance wird sich dem Wunderkinde nähern, und den

Frauen gelingt das Einfangen so scheinbar schon besser."

"Wenn sie nur nicht den wundersamen Hauch von dieser poetischen Frucht abstreift, indem wir sie durch unsere Hände gehen lassen," bemerkte Gotthard. "Das Weib ist nicht hübsch, ist nicht manierlich, sie macht keine Figur im Salon."

"Ich merke schon," rief Paul drohend, "Sie wollen Ihre Prophetin für sich behalten."

"Ach ja," entgegnete Gotthard, "das will ich allerdings. Im Dunkel dieser alten Fichtenwälder, auf diesen abendlich beschatteten Haideflächen, beim Tosen des Sturmwindes, oder beim Glimmern des Mondlichts — da ist meine Prophetin zu Hause. Da gehört sie hin. Man muß die wilde Taube nicht hinters Drahtgitter sperren."

"So bleibe sie denn die Ihrige," sagte Paul. "Wie die Frauen im Allgemeinen, bis auf meine gute Hermance, die eine Ausnahme macht, nur vorübergehend in meinem Leben eine Rolle spielen, so soll es auch diese. Ich bin nicht gemacht, um der Held eines Romans zu sein." Die Freunde trennten sich in heitrer Stimmung.

Vierzehntes Capitel.

Paul's Brief an den Minister.

S c h l u ß.

„Ew. Excellenz fordern mich auf nunmehr meinen Entschluß Ihnen mitzutheilen, ob jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo ich die Bahn betreten wolle, die Ihre Einsicht und Güte mir vorgezeichnet. Erlauben Sie mir, freimüthig zu erklären, daß der Platz, den ich jetzt einnehme, für mich eine so starke Anziehungskraft hat, daß es mir unmöglich wird, meine Blicke und Wünsche anderswohin zu richten. Ich bin der Erbe des Eigenwillens, oder nennen Sie's immerhin Eigensinns, meiner Väter. Die Seltsamkeiten und Sonderbarkeiten der Brunswicke finden in mir ihren würdigen Repräsentanten. So wie ich einen abenteuerlichen Zug antrat, um außerhalb der Schranken, die meinem Stande gezogen sind, die Menschen und die Gesellschaft kennen zu lernen, so glaube ich auch jetzt berechtigt zu sein, mich selbst in ein von mir selbst gegrün-

detes neues Amt einzusetzen. Dieses Amt besteht in der Art und Weise wie ich glaube, daß man heutzutage „Grundherr“ sein muß; das heißt so, daß der Besitz den Herrn adelst und der Herr den Besitz. Das ist keine so ganz leichte Sache ins Werk zu führen, und ich knüpfe an diese Aufgabe, die ich mir gestellt, alle meine Ideen von Realisirung eines neuen oder wenn Sie wollen erneuten Adelsstandes. Ich wünsche, daß meine Genossen sich in corpore erheben, um der Welt die ganze Nichtswürdigkeit der Geldaristokratie dadurch an den Tag zu legen, indem sie die religiösen, nationalen und moralischen Elemente entwickeln und fruchtbringend machen, die in der Idee des Adels liegen und die die ursprünglichen Merkmale seines Standes sind. Es läßt sich dies, nach meiner Meinung, nur fürs Erste in einem kleinen Wirkungskreise darlegen, und dieser hat sich für mich hier gefunden. Eine starke, gesunde, mit allen Keimen des Guten versehene Volksnatur findet sich hier und ich kann und werde auf sie wohlthätig wirken. Sie lieben mich, sie achten auf mein Wort; diese Liebe ist gesund und diese Achtung nicht erkünstelt. Mit meinem Enthusiasmus treffe ich auf Leute, die in ihrem einfachen Sinn, mit ihrem Instinkt für Wahrheit mich verstehen ohne mich zu loben, die mir folgen ohne mir zu danken. Ich wirke gerade so wie ich wirken will, das heißt still, langsam, durch das Werk thätiger Liebe

überzeugend. Ein herrliches Weib und ein Freund, der, wie ich, sein geistig Gut sich errungen hat, dem das Geschenke nicht gefiel, und der lieber, wie ich, bettelnd um das Heil an alle Thüren klopfte, als in Ruhe den geerbten Mammon auf Zinsen legen und davon zehren wollte, stehen mir zur Seite. Jeder Morgen erweckt mit seinem frischen Gruße meine Seele zum Gebet und zur Arbeit. Ich durchstreife meine Felder, freue mich an ihrem Segen, ich plaudre mit meinen Bauern, freue mich ihres gesunden kräftigen Lebens, ich trete in ihre Hütten, nehme Theil an dem, was ihnen der Tag an Sorgen und Freuden bescheert. Zum erstenmale fühle ich den lebendigen Schlag warmer Herzen an dem meinigen. Die Kinder im Dorfe kennen mich, wenn ich daher gewandert komme, so wie mein liebes Weib, mit ihrem Körbchen voll Lebensmittel und kleiner Geschenke am Arme, in den Hütten, wo Krankheit und Noth herrscht, ebenfalls eine wohlbekannte Erscheinung ist. Ein einfaches Mahl, oft im Freien eingenommen, bald auf dieser, bald auf jener Wiese, ist Genuß und mein Stolz zugleich, denn ich will zeigen, daß ich nicht besser esse als der wohlhabende Bauer in seinem Gehöfte. Manche der Meinen haben mich auch arbeiten sehen mit dem Spaten, mit der Sense — ich darf meine so sauer erworbenen Geschicklichkeiten, die mir meine Lehrjahre eingetragen, nicht vergessen. Auf alle diese Dinge

lege ich aber keinen Werth. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß ein idyllisches Zurückgehen in ländliche, fast bäuerische Lebenslagen dem Adel gezieme; ein veredeltes Landjunkertum wäre mir gerade verhaßt und widrig. Wir gehören nur in soweit auf unsre Scholle, als diese Scholle, sie mag klein oder groß sein, einen Theil des Staats ausmacht und uns Rechte sichert. Herrschen wollen wir, wo wir herrschen sollen und dürfen, nicht irgendwo idyllisch auf ein Landgut uns verkriechen, um denen, die jetzt um die Macht im Staate würfeln, still bescheiden das Feld zu räumen. Ich bin jeden Augenblick bereit, geharnischt und gewappnet hervorzutreten, wenn ich nur bemerken werde, daß es in dem phlegmatischen Gerede und Geschreibe unsrer Zeit irgend einmal zu einer That kommt. So lange es aber so bleibt, wie es jetzt ist, finde ich's gerathener, die kleinen Verhältnisse zu ordnen, da uns noch nicht gestattet ist, dies mit den großen zu thun. Alles, was die Geister, die wider Willen in Unthätigkeit gehalten werden, weil die Präliminarien unseres endlichen Friedensschlusses, oder die offenen Erklärungen eines ehrlichen, lauten Kriegs so lange sich hinziehen, thun können, ist: mit aller Macht die Gemeinheit niederzuhalten, die in allen Formen und unter allen möglichen Masken gegen Staat und Gesellschaft Sturm läßt. Die großen Städte sind die Sammelplätze dieser unreinen Geister, die aus einer

corruptirten Masse ihre Nahrungssäfte saugen. Auf dem Lande weht die Luft reiner. Es bedarf der äußersten Kraft, der unbeugsamsten Energie, um dort seine Mission zu erfüllen; um sie hier zu erfüllen, bedarf es nur eines redlichen Willens und eines frischen jugendlichen Muthes. Beide besitze ich. Zudem habe ich die Entfittlichung der großen Städte in der Nähe geschaut — wie entsetzlich ist sie! Wer in diese Nacht hinabgeblickt hat, wie krampfhaft zieht sich ihm das Herz zusammen! Ich könnte es nicht ertragen, ohne mein ganzes Wesen sich in Feuer oder in Thränen auflösen zu sehen, immer wieder Gott lästern, meinen Fürsten schmähen, Alles was ich liebe, ehre, anbete, verspotten zu hören, und dies nicht etwa von einem verachteten Pöbel, nein, von dem Bürger, dem Gelehrten, dem Beamten, Alles Leute, die sich rechtliche Männer nennen und ihre Stimme mitgeben bei öffentlichen Beschlüssen. Ich wünschte mir den Tod, wenn ich täglich sehen und hören müßte, wie diese Verräther, mit gebrochenen Eiden in der Seele, heimlich, schadenfroh und ekelhaft heuchlerisch an dem Bau zerren und rütteln, der die Guten einschließt, die sich nicht entschließen können, eben weil sie gut sind und immer noch das Beste hoffen und erwarten, ihre Feinde mit dem scharfen Schwert, das der Gerechte so siegreich führt, anzugreifen und zu vernichten. Die Milde der Könige, diese süße Tugend der Größe, kommt mir dann wie

eine Ungerechtigkeit gegen die Gesellschaft vor, und ich möchte jugendlich scharf jede Maaßregel, die man zum Schutze unsrer Heiligthümer anwendet, in ihrer Strenge verdoppeln und verdreifachen. Dann sagt man wohl: die Zeit ist dieser oder jener strengen Maaßregel entrückt, sie duldet dieses oder jenes strenge religiöse Gebot nicht mehr; — macht dies die Menge nur glauben — und sie wird sogleich jedes Mittel, das ihr ergreift, um der Verwilderung zu wehren, für der Zeit unangemessen erklären. Nicht in der Barbarei, sondern in der Cultur liegen die gefährlichsten Keime der Zerstörung für die Gesellschaft, sowie die feinsten Gifte aus dem Destillirkolben der Wissenschaft kommen.

Ich will gern zugestehen, daß der gereifte, im Kampf ergraute Mann diese Feindesmassen nicht mit so erschrecktem und entrüstetem Blicke ansieht; aber in mir, der ich mich nicht für einen „Vertigen“ erkenne, tobt und wirbelt noch Zorn und Liebe. Für mich ist noch Stille und Abgeschiedenheit eine Wohlthat, eine Gunst des Himmels. Ich bin darum nicht müßig. Der Himmel bewahre Jeden vor dem „Müßigsein“ in unsern Tagen. Lassen mich darum Ew. Excellenz auf meinem alten Schlosse. Ich habe sogar in der kurzen Zeit, die ich erst hier bin, den Triumph erlebt, daß eine Deputation — ja, ja, eine Deputation in aller

Ordnung, zu mir aufs Schloß kam und sich erbat, ich solle in jedem Falle bleiben, als ihr rechtmäßiger Guts herr. Sie wollten Nichts von einer Abdication wissen. Sollten Sie es glauben, verehrter Herr, daß sogar meine Mutter mit im Complotte war und daß meine beiden Dheime, namentlich der Vater des Knaben, den ich in den Besitz gesetzt habe, mir die Annullirung jenes gerichtlichen Documents gleichsam abdrangen? Was soll ich thun? Es ist ja mein Erbe. Es war eine Thorheit es wegzugeben, die Welt hat darüber auch genugsam gespottet, aber ich bereue es noch diese Stunde nicht diese Thorheit begangen zu haben. Ich wäre ohne sie nicht da, wo ich jetzt bin. Aber gleichwohl habe ich vollkommen einsehen gelernt, welch eine Macht der Reichthum ist. Ich habe ihn verachtet und ihn im Zorne von mir geworfen, weil ich ihn von Hunderttausenden schändlich mißbraucht sah, weil ich Armuth und Geliebtsein viel köstlicher fand als Genießen und Verachtetsein; aber ich habe gelernt, wie auch in unsern Tagen, wie zu allen Zeiten Waffen für die gute Sache aus „Gold“ geschmiedet werden.

Was Ew. Excellenz mir von Anselm mittheilen, freut mich. Er schreitet rasch in seiner Carriere vorwärts. Es sind hiermit sehr achtbare Kräfte gerettet worden, die auf dem Punkte standen, ebenfalls in den socialen Wirren

unsrer Tage unterzugehen. So auch hat der junge Weber Ignaz, der mit mir eine Straße wandelte und eine Zeit lang mit mir die Prüfungs- und Läuterungsstunden durchlebte, sich trefflich herangebildet, und sein ernstes, mildes Wort ist bei den Genossen seines Standes schon vielfach fördernd gewesen. Er kommt von seinen weiten Wanderungen immer wieder zu mir zurück, denn er liebt mich. Ich sende dieses Schreiben Ew. Excellenz durch einen jungen Mann, Lindfried mit Namen, der das Beste will und den ich Ihrem Schutz empfehle, obgleich er völlig verschieden, doch nicht entgegengesetzt, von meinen Ansichten denkt und fühlt. Er ist die „edle Stimme der Opposition“. Ihn zu hören kann die festeste Tugend, die stolze Weisheit nicht erniedrigen. Er bringt bei allem seinen Widerspruch ein Herz und eine Ueberzeugung mit, und diese Manneschätze sind ja gerade das was wir suchen.

Ich bitte um Ihr ferneres Wohlwollen —

Eine Stelle aus Elfried's Brief an Paul.

— — — Ich vergaß Dir in meinem letzten Schreiben zu melden, daß ich den Dienst quittirt habe. Ja, mein

alter Junge, auch ich trete vom Schauplatz ab, nicht mit so viel Geräusch wie Du — aber doch eben so entschieden und ohne den Wunsch, wiederzukommen. Es liegt irgendwo ein altes Haus, darin ich das Licht der Welt erblickte, dahin werde ich mich zurückziehen und in dieser ehrwürdigen Baracke meine gloriwürdigen Tage beschließen. Ich wende dem Militärdienst nicht den Rücken, weil ich wie Du für die Wachparaden bläst bin, im Gegentheil, ich wurde die letzte Zeit über sogar ein recht feuriger Krieger und wühlte in den Herbstmanövern die mir zukommende Masse Staub recht mit Stolz und Wollust auf, auch that ich Etwas für die neueingeführten Wettrennen, wofür ich, glaube ich, den Orden bekommen habe, der hier seit einem paar Tagen auf meiner Toilette liegt, denn sonst wüßte ich, so wahr ich einen Bart trage, nicht, für welche Verdienste man mich hätte belohnen wollen. Jetzt aber ist mein Latein zu Ende — oder vielmehr es fängt an, denn ich alter Narr will alles Ernstes studiren. Der eigentliche Grund, weshalb ich quittire, ist aber, unter uns gesagt, weil mein Ursazes verendete und Flora sich verheirathet hat. Ich war an diese beiden Geschöpfe Gottes, die Jedes in seiner Art vortrefflich waren, allzusehr gewöhnt, als daß ich's ohne sie hier weiter treiben könnte.

Wie sonderbar sich unsere Lebenswege geschieden haben!

Du sitzt jetzt auf dem Lande — ich auch! Du trinkst hoffentlich Dein Gläschen Sekt — ich auch — und doch — wie verschieden sehen wir das Leben an! Ich treibe es wie die Väter es getrieben haben — Du willst besser und klüger sein als unsre Alten. Nun so sei's! — So viel weiß ich — wenn wir in dieser besten Welt nicht länger leben können ohne das was wir Beide „Ehre“ nennen, so greifst Deine so wie meine Hand nach der Pistole, um dem Spaß ein Ende zu machen. Das ist mein Trost, und darum liebe ich dich.

Der Emil Gibbon — o glaube nicht, daß er sich eine Kugel vor den Kopf geschossen hat — — ist nun ganz Knecht im Hause seines Weibes. Und was das Schrecklichste ist, er befindet sich wohl dabei, wird dick und macht Verse.

Eine schöne Frau hat mir in dieser Zeit nachgestellt — sie wollte mich mit zarter Schmeichelrede zum Ehestande bewegen; ich aber sagte wie weiland Gretchen dem Faust: Bin weder Fräulein noch schön, kann ohne Geleit nach Hause gehn. Drauf ließ die Süße von mir ab. So gehe ich denn auch ohne Geleit nach Hause. Da ich über die Welt gespottet habe, so liebt sie mich auch nicht. Das ist ganz in

der Ordnung. Ich kann aber ohne ihre Liebe und ohne ihren Haß leben. Ich grüße Dich — leb' wohl.

Nun nur noch einige Worte vom Mittmeister. Es scheint fast als hätten wir ihn gänzlich vergessen, aber es war uns nur betäubend von ihm zu reden, darum schwiegen wir. Es giebt Naturen, die aus einem so weichen, zarten Stoff geformt sind, daß sie während ihres Lebens nur einer Neigung, eines zärtlichen Gedankens fähig sind. Ist der Gegenstand dieses einsamen und isolirten Herzenscultus ihnen ungetreu, oder glauben sie ihn verloren zu haben, so erlischt ihr Dasein wie ein Licht, dem die Nahrung mangelt. So flichte auch dieser Mann dahin, dessen ganzes Leben in der Seele eines Knaben und Jünglings sich gründete. Als Paul nicht mehr seine zärtliche Neigung erwiderte, als er andre Zwecke und Interessen verfolgte als der Einsame es wünschte und begehrte, so trat bald wieder die alte Reizbarkeit, das Mißtrauen und die Empfindlichkeit in sein Gemüth und er verschmähte es auf Schloß Brunswick zu erscheinen. Als Paul ihn besuchte wurde er nicht angenommen. Und so starb dieser seltsame Mann, recht eigentlich am gebrochenen Herzen. „Er lebt für Andre, nicht mehr für mich!“ Dies

waren seine letzten Worte gewesen. Das kleine Besizthum, das er hinterließ, kaufte Paul an und richtete das halb verfallene Landhaus her, um dort einige Wochen im Herbst, wo die großen Jagden in der Umgegend begannen, zuzubringen. Er segnete in stillen Stunden das Andenken des Freundes, der ihm mehr als Vater und Bruder gewesen war.

Druck der Leubner'schen Officin in Leipzig.